

4. Zur Vorgeschichte des Menschen – Ansätze zu einer symmetrischen Anthropologie

Nichts ist in dieser Welt beobachtbar, was nicht durch den Beobachter selbst erst seine Form erhält. Der Mensch nimmt Welt immer erst wahr, während er selbst sie schon formt. Die Vermittlung tritt stets zwischen das Subjekt und das Wissen über ein vermeintliches Objekt. So kann der Mensch nicht einmal sich selbst „objektiv“ begreifen, schon da er nicht festgestellt, sondern exzentrisch positioniert und also stets erst im Werden ist. Und doch verfügt er durch den „glücklichen Griff“, der „Korrelativität des apriorischen und des aposteriorischen Elements“ (vgl. Plessner 1981: 397), über die Mittel, mit seiner Umwelt gerade so zu kommunizieren, dass ihm die Aufrechterhaltung seiner Grenze – vorab allen Bewusstseins davon – gelingt. *Alle* Formen, die der Mensch im Akt der Beobachtung schöpft, haben insofern Bedeutung, als dass sie diese Leistung der Grenzerhaltung, der Unterscheidung des Menschen von seiner Umwelt, immer schon erbracht haben, ohne dass aber diese Bedeutung, ihr „Sinn“ sich ihm jemals vollständig zeigte, Sinn bleibt stets vermittelt unmittelbar. Lediglich als gelungene Aufrechterhaltung seiner Grenze offenbart sich ihm diese Bedeutung.

Bevor nun der Prozess der Genese der menschlichen Form und anschließend von Gruppen jeweils in Umwelten beschrieben werden kann, sind vor dem Hintergrund dieses Menschenbildes im weitesten Sinne logische Probleme anzusprechen. Dann ist es notwendig, einige anthropologische Vorannahmen zu besprechen, die den anschließenden Überlegungen zu entscheidenden Etappen im Prozess der Menschwerdung residual, weil nicht zur Gänze soziologisch herleitbar, zugrunde gelegt werden. Anschlie-

ßend kann dann anthropologisch der Prozess der Menschwerdung skizziert werden, um zu zeigen, dass dieser Prozess ein Prozess der kleinen Schritte ist, ein Prozess, in dem das Scheitern normal (und „heilsam“) ist, wo sich ständig alle Formen neu organisieren, während sich langfristig immer höhere und komplexere Ordnungen aufbauen. Diese so entstehende Ordnung ist multistabil, weil sie sich andauernd auf sich wandelnde Umweltbedingungen neu einstellt, ohne doch dabei ständig gänzlich von neuem ansetzen zu müssen. Wie dies gelingt, ist dann Gegenstand der weiteren Untersuchung.

4.1 Vorüberlegungen zum Verhältnis von Beobachter, Teil und Ganzem

Vorab ist noch einmal auf die Rede von „Umwelten“ zu sprechen zu kommen. Es wurde in dieser Arbeit bisweilen die Mehrzahl gewählt, um damit zu signalisieren, dass unterschiedliche Organismen in je spezifischen Umwelten leben. Der Mensch als das exzentrisch positionierte Wesen wurde von Plessner in drei unterschiedliche Umwelten hineingedacht, je nachdem, ob er sich der Außen-, der Innen- oder der Mitwelt zuwendet. Doch muss dies nun noch einmal dahingehend radikalisiert werden, dass diese Umwelten im Grunde für *jeden* Organismus, also auch für jeden *individuellen* Menschen, absolut unterschiedliche Umwelten sind, sie einem Beobachter als „Umwelten“ *anderer* Formen also überhaupt nicht zugänglich sind. Es gibt demnach auch keine „objektive“ Übereinstimmung zwischen Umwelten unterschiedlicher Beobachter, keinerlei objektive Vergleichskriterien also, welche die Bildung von „Umweltypen“ (Innen-, Außen oder Mitwelt) ermöglichen. Wer von der Umwelt eines anderen spricht, *konstruiert*, er beschreibt also nicht eine „tatsächliche“ Umwelt des anderen, sondern das, was er selbst beobachtet. Die Plessner'sche Rede von den *drei* Umwelten, die in dieser Ausdrucksweise selbst den Anschein von etwas Objektivem, voneinander klar Abgrenzbarem erweckt, ist also zu kritisieren. Der Mensch kann Umwelt lediglich als Objektivation erfassen, ohne dabei jedoch hinter die Vermitteltheit dieser Objektivation zu gelangen. Umwelt ist stets seine individuelle Umwelt, die er in jedem Beobachtungsakt neu formt, Umweltypen dagegen sind Abstraktionen, die der *tatsächlichen* Komplexität nicht gänzlich gerecht werden, obgleich sich mit ihnen Bedeutungsvolles in den Begriff bringen lässt.

Noch nicht einmal für einen Beobachter *gibt es streng genommen eine Umwelt jemals tatsächlich*. Niemals gelingt es einem Beobachter, *alle* Bedingungen seiner Beobachtungen „objektiv“ zu ergründen, denn ihm sind

nur seine Beobachtungen als Unterscheidungen zugängig, während er nicht nicht unterscheiden kann, er also nichts denken kann, das diesen Unterscheidungen *vorgängig* wäre, während doch dieses, der Unterscheidung Vorgängige, konstitutiv als Bedingung der Unterscheidung in diese mit eingeht.¹ Ein Beobachter beobachtet seine Umwelt, doch ohne jemals tatsächlich zu begreifen, was er beobachtet; er kann seine Umwelt erahnen, er hat ein Gefühl davon und verdichtet dieses Gefühl zu einem Begriff, doch schon in diesem Moment des Verdichtens ist seine Umwelt wieder eine andere, das Formgewordene kann ihm nicht genügen, so Helmuth Plessner oben², er muss sich erneut ans Werk, oder besser: an die Beobachtung machen.

Seine Beobachtung kommt niemals zu einem Ende, der Mensch erfährt Umwelt immer wieder neu, weil er niemals das Ganze der Bedingungen zu erfassen vermag, welches seine Beobachtung erst zu dem macht, als was sie ihm dann in der vergegenständlichten Form erscheint. Mit anderen Worten: Die *Summe* der Beobachtungen eines Menschen ergibt nicht das Ganze des von ihm Wahrgenommenen, es ist stets die Summe von Teilen, die als einzelne Ganzheiten mehr sind denn als Teile des summierten Ganzen. In jede Beobachtung geht ein Horizont an Bedingungen mit ein, der in der Vergegenständlichung der Beobachtung verblasst, der Reflexion aber sind nur diese Vergegenständlichungen zugängig. Die *Summe* der der Reflexion zugänglichen Vergegenständlichungen von Beobachtungen ist daher niemals prozessuale, systemische *Ganzheit* im eigentlichen Sinne, sondern *Ganzheit nach* der systematisierenden Teilung – sie sei als *Ganzheit zweiter Ordnung* bezeichnet –, während dem Beobachter *Ganzheit* im eigentlichen Sinne – also *Ganzheit erster Ordnung* – *Ganzheit* vor jeder Unterscheidung, *reflexiv*

1 Niklas Luhmann (vgl. bspw. Luhmann 2004: 146, 158, 160) und andere Systemtheoretiker sprechen hier von *dem „blinden Fleck“* und davon, dass der Beobachter nur beobachte, was er beobachten kann und er nicht sehen könne, was er nicht sehen kann. Diese Formulierung des „blinden Flecks“ erweckt den Eindruck, als gäbe es eine klare Grenze zwischen Beobachtetem und dem „blinden Fleck“. Hier ist aber entscheidend, dass das, was der bewussten Beobachtung entzogen bleibt, doch konstitutiv in die Beobachtung mit eingeht, es die Bedeutung des Beobachteten konstitutiv mitbestimmt. Das Unbeobachtete ist also vom Beobachteten nicht geschieden, es ist ein Teil davon. Der Beobachter beobachtet mehr, als er zu beobachten glaubt, er kann beobachten, was er nicht beobachten zu können glaubt, so lange er nicht glaubt, nur beobachten zu können, was er zu beobachten können meint; dann nämlich beginnt er, sich gegenüber dem „Beobachtungsüberschuss“ zu verschließen. Beobachten heißt nicht unterscheiden i.S. von „eine klare Grenze ziehen“, beobachten heißt, Bedeutungen relational zu anderen Bedeutungen überzuge wichtigen, ganz ohne scharfe Trennungen.

2 Vgl. dazu noch einmal Plessner 1981: 416 sowie in der vorliegenden Arbeit S. 104f.

unerreichbar ist.³ Aus dieser grundsätzlichen Unmöglichkeit, jemals das Ganze erster Ordnung erfassen zu können, folgen grundsätzliche Konsequenzen für die wissenschaftliche Begriffsbildung; denn wenn stets Bedingungen jeder Beobachtung unbeobachtet bleiben, dann lässt sich das Beobachtete niemals *vollständig* begrifflich *bestimmen*. Jede Beobachtung bedeutet mehr, als sie zu bedeuten scheint, entsprechend gilt auch für den Begriff, der die Beobachtung festzuhalten vorgibt, dass er niemals bloß das bedeutet, was er zu bedeuten scheint.

Die Wissenschaft (und somit auch diese Arbeit) kann nicht auf die Verwendung von substantialisierenden, das Allgemeine über das Besondere stellenden Begriffen verzichten. Das allgemeine Problem wissenschaftlicher Begriffsbildung, von den konkreten Erscheinungen abstrahieren zu müssen, lässt sich auch dadurch nicht lösen, dass alle Substanzbegriffe durch Kunstbegriffe (wie System, Kommunikation, Autopoiese usw.) ersetzt werden würden. Auch diese artifiziellen Kategorien nehmen mit der Dauer ihrer Verwendung mehr und mehr dinglichen Charakter an, so als bezeichnete der Systembegriff etwas scharf von seiner Umwelt Geschiedenes, als sei Kommunikation ein objektives und über die Zeit hinweg mit sich identisches Phänomen, als sei Autopoiese eine real existierende, bestimmbare Tatsache mit der moderne Gesellschaften umzugehen zu lernen hätten. Kein Begriff lässt sich finden, der tatsächlich ist, was er zu sein vorgibt.

Ein Ausweg kann daher nur im Erinnern liegen, dem Erinnern daran, dass ein Begriff *stets* auch noch etwas anderes ist, als er zu sein scheint. Die moderne, die „exakte“ Wissenschaft aber vergisst, ihr Ziel ist es, zu vergessen. Die wissenschaftliche Begriffsbildung zielt seit den Anfängen der Wissenschaft auf eine möglichst exakte Beschreibung einer vermeintlich objektiven Wirklichkeit, so zumindest die dieser Arbeit zugrunde liegende Annahme, die in ihrem weiteren Verlauf noch ausführlicher besprochen werden wird. Im Folgenden wird aber behauptet, dass gerade diese Grundtendenz der okzidentalnen Wissenschaften dazu führt, zentrale Bedingungen der Menschheitsentwicklung in einer unangemessenen Weise zu konzeptualisieren und dass sich die Wissenschaft somit den Blick auf (langfristige) katastrophenträchtige Entwicklungen versperrt. Behauptet wird, dass Wissenschaft die Bedeutung ihrer Beobachtungen nicht exakt zu bestimmen vermag, weil sich das Bedeutendste nicht im Begriff abbilden, sondern allein durch den Begriff sich auf Bedeutendes hinweisen lässt. Durch die *begriffliche* Bezeichnung fixiert ein Beobachter etwas ihm Bedeutungsvolles,

3 Der Mensch kann allerdings die Einheit seiner Unterscheidungen, das Sein im Seienden erahnen, ja erfahren, das zumindest glaubten die ersten okzidentalnen Philosophen, bspw. Heraklit und Parmenides, aber auch noch der Scholastiker Nikolaus von Kues (vgl. in dieser Arbeit Gliederungspunkt 6).

ohne doch damit die tatsächliche Bedeutung seiner Beobachtung zu *begreifen*. Um die tatsächliche Bedeutung seiner Beobachtung begreifen zu können, bedürfte es eines absoluten Wissens. Ganzheit erster Ordnung ist aber grundsätzlich unzugänglich, entsprechend kann der Beobachter die Bedeutung seiner Beobachtung nur vor einem begrenzten Horizont von vorgängigen, zudem noch erinnerten Beobachtungen „rational“ bewerten. Insgesamt bleibt diese Bewertung eingebettet in einen unabgeschlossenen, sich an seinen Rändern verflüchtigenden Horizont. Die Bedeutung seiner Beobachtung bleibt ihm insgesamt verborgen und doch ist sie nicht bedeutungslos, sondern in genau dieser Unabgeschlossenheit hochgradig bedeutungsvoll. Auf der einen Seite wird also nominalistisch zumindest die Unzugänglichkeit einer äußeren, real existierenden Welt behauptet (unabhängig davon, ob sie existiert oder nicht, darüber lässt sich keine Aussage machen), zugleich aber argumentiert diese Arbeit durchaus „realistisch“, als dass sie Begriffe als etwas sehr reales, nämlich für den Menschen Bedeutungsvolles zu begreifen versucht, das sich jedoch nicht offen zeigt, das sich vielmehr im Begriff verbirgt.

Dies lässt sich an einem Beispiel verdeutlichen – wie auch insbesondere die beiden folgenden Gliederungspunkte sich an Exempel, an Narrationen halten müssen, um den Spagat zwischen Konstruktivismus und Begriffsrealismus aushalten und seine Notwendigkeit zugleich plausibilisieren zu können. Gerade weil jede Beobachtung insgesamt *stets unbestimmt* bleibt, lässt sich zwischen unterschiedlichen Beobachtungen ein Konsens über etwas nicht real Existentes herstellen. Im wissenschaftlichen Diskurs kommunizieren unterschiedliche Beobachter miteinander über ihre Beobachtungen, es entsteht dabei ein gemeinsames „Objekt“, und das in diesem Moment für alle Beteiligten durchaus „real“. Wenn sie aber versuchten, *alle* Bedingungen zu klären, die sie dieser Beobachtung zugrunde legen, werden sie feststellen, dass es ihr Objekt nicht tatsächlich „gibt“, weil alle Beobachter in absolut unterschiedlicher Weise unterscheiden. Solange ihre Kommunikation unscharf bleibt, solange sie nicht darauf bestehen, sämtliche Bedingungen zu bestimmen, die sie zu ihrer Beobachtung führten, so lange sie also keinen absoluten Wahrheitsanspruch erheben, an dem sie ihre Beobachtungen abzulegen versuchen, kann ein gemeinsames Objekt existieren. Die Kommunikation bricht dagegen ab, wenn nicht akzeptiert wird, dass gewisse Abweichungen „normal“ sind, mit anderen Worten: das gemeinsame Objekt verschwindet. Die Bedingung für eine erfolgreiche Kommunikation ist, dass die Beteiligten lebensweltlich „wissen“ (ohne darüber reflektiert haben zu müssen), dass ihr „Objekt“ etwas Gemeinsames *bedeutet*, das sie

alle beobachten.⁴ Der Versuch der abschließenden Bestimmung aber führt gerade zum Gegenteil (so oben bereits Georg Simmel), zum Schwinden der Objekte, man stellt unweigerlich fest, dass es das Objekt nicht tatsächlich gibt. Es *ist* nur in seiner je spezifischen Umwelt, das Objekt ist von seiner Umwelt untrennbar, zugleich ist es stets von ihr geschieden. Umgekehrt ist Umwelt nicht von dem Objekt eindeutig abgrenzbar, während sie doch ein anderes ist.

Begriffe sind natürlich ein ganz bedeutender Faktor in der Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt. Die Benennung als solche ist nicht das Problem, so wird im Folgenden ausführlicher zu zeigen sein, sondern *die Bedeutung*, die wir den Kategorien beimesse. Problematisch ist es nicht, von Umwelt zu sprechen, obwohl es *die* Umwelt doch nur als kommunikativ erzeugte, insgesamt unbestimmte und unbestimmbare Form „gibt“. Problematisch ist die *Einschränkung* von Begriffen auf eine „*ratio-nal-analytische*“, substantialisierende und auf kausale Funktionen reduzierende Benennung; problematisch ist, dass wir von den Begriffen erwarten, dass sie *eine* spezifizierbare Funktion hätten, dass sie *etwas* anzeigen, dass sie auf *etwas* referierten, das sich uns in ihnen offenbart. Problematisch ist dies, weil dabei all jene Bedeutungsüberschüsse ausgeblendet werden, den Begriffe in der aktuellen Verwendung *anzeigen*, den sie transportieren, von denen aber niemand im engeren Sinne *wissen* kann, was letztlich ihr Gehalt, ihre Funktion ist. Problematisch, bis hin zur Katastrophenträchtigkeit, wird die Verwendung von Begriffen, wenn mit diesen der Anschein erweckt wird, sie bezeichnen einen objektiven, von ihrer aktuellen Gegebenheit absolut abhebbaren Gegenstand, und sonst nichts, einen Gegenstand, der über alle Zeiten hinweg als invariant angenommen werden kann, ja sogar genommen werden soll. Dagegen ist die Verwendung des Begriffes als Symbol⁵ für etwas, dessen Bedeutung in dem Symbol an-, aber nicht abschließend gedeutet wird, eine Notwendigkeit schlechthin, um sich über insgesamt nur symbolisch-vermittelt zugängige Problemlagen verständigen zu können.

Wenn also weiterhin bspw. von Umwelt gesprochen wird, so ist der Begriff als relativ unbestimmter zu nehmen, als Symbol für einen kommunikativ verdichteten Bedeutungszusammenhang, der etwas Bedeutendes anzeigt. Das gleiche gilt für alle anderen verwendeten Begriffe, so auch für

4 Mit den Worten von Jürgen Habermas: sie müssen *verständigungsorientiert* eingestellt sein (vgl. Habermas 1997: 394), sie müssen bereit sein, Umschärfe zu akzeptieren und damit auch einander widersprechende „Wahrheiten“ nebeneinander zuzulassen.

5 Der Begriff des Symbols bleibt zunächst ohne weitere Erläuterung; denn es geht dieser Arbeit insgesamt wesentlich um die Bedeutung des Symbolischen, es zu „definieren“ ist insofern Sache der gesamten Arbeit.

die Rede von „Reflexen“ und von „Instinkten“, für den Begriff vom Menschen usw. Wenn vom „Hordenwesen“ gesprochen werden wird, meint dies nicht, dass es dieses „Hordenwesen“ tatsächlich jemals gegeben hätte, das im Folgenden ebenfalls besprochene „Körperausschaltungsprinzip“ referiert nicht auf einen „biologischen“, tatsächlich als solcher existierenden Körper. Allein, diese Begriffe eignen sich, einen insgesamt bedeutungsvollen Zusammenhang, hier im Bezug auf die Katastrophe, zu skizzieren und in diesem Bedeutungszusammenhang sind sie zu denken.

4.2 Anthropologische Vorannahmen

Wenn hier also notwendigerweise auf anthropologische Vorannahmen zurückgegriffen wird, so geschieht dies im Sinne einer – wie von Bruno Latour und Michael Callon geforderten (vgl. bspw. Latour 2002b, Callon 1986 und Callon/Latour 1992)⁶ – „symmetrischen Anthropologie“. Es wird versucht, den Menschen als von seiner Umwelt – und Umwelt meint stets auch den aktuellen Erklärungs- und Bedeutungszusammenhang, in den der Mensch hier hineingedacht wird – nicht substantiell geschieden zu denken, sondern in diese Umwelt unhintergebar eingeflochten. Sämtliche Beschreibungskategorien sollen vorab der erst dem modernen Denken zugängigen Unterscheidung von unveränderlichen „Dingen“ auf der einen und ständig sich verändernden Formen auf der anderen Seite gedacht werden, ohne eine diese beiden extremen Pole eindeutig voneinander trennende Kluft. Allerdings, dies sollten bereits die obigen Ausführungen gezeigt haben und werden die weiteren Ausführungen noch deutlicher begründen, wird es für aussichtslos gehalten, die überkommenen anthropologischen Begriffe jeweils für sich zu symmetrisieren oder durch neue zu ersetzen. Hier wird behauptet, dass eine Symmetrisierung an der *Weise des Umganges* mit den verwendeten Kategorien anzusetzen hat. Allein wie ein Beob-

6 So erheben Bruno Latour und Michel Callon den Anspruch, „[...] jeden für Menschen gebräuchlichen Begriff auch für Nicht-Menschen“ zu verwenden (Latour/Callon 1992: 353) und damit „[...] die Unterscheidungen zwischen den wahrhaftig sozialen und menschenzentrierten Begriffen [zu, M.V.] verwischen“ (ebd.: 347). Es gehe darum, nicht schon vorab zwischen abhängigen (sozialen) und unabhängigen (natürlichen resp. technischen Formen) zu unterscheiden, sondern soziale, technische und natürliche Faktoren durchgängig als abhängige Variablen zu behandeln (vgl. Schulz-Schaeffer 2000: 194f.). Diesen Anspruch teilt diese Arbeit, sie geht dabei jedoch anders vor als die „Akteur-Netzwerk-Theorie“ (ANT) von Latour, Callon und anderen. Für die Katastrophenzoologie wäre die ANT erst noch aufzubereiten. Dies ist Ziel eines Anschlussforschungsprojektes.

achter die Kategorien *denkt*, macht einen Unterschied, es macht dagegen keinen wesentlichen Unterschied, an die Stelle eines Begriffes einen anderen zu setzen.

Dies lässt sich am Werk Max Schelers in besonderer Weise exemplifizieren, im Allgemeinen, da Scheler als einer ihrer wichtigsten Vertreter wesentlich das Bild von der Anthropologie im 20. Jahrhundert insgesamt geprägt hat, im Besonderen, weil Scheler mit seiner Stufenlehre den Menschen als „Sonderentwurf“ der Evolution von allen anderen organischen Formen kategorisch unterscheidet. Er ist damit einer der prominentesten Vertreter der oben von Bühl kritisierten „Sonderstellungsanthropologie“⁷, Vertreter eines Bildes vom Menschen also, das weit in aktuelle soziologische Ansätze hineinreicht⁸, das aber, wie eben zu zeigen ist, dem Denken in asymmetrischen ontologischen Kategorien entspringt. Vor dem Hintergrund dieses Menschenbildes, das kategorisch zwischen dem Menschen und allem anderen unterscheidet, das die fließenden Übergänge zwischen dem so Geschiedenen negiert, muss eine Katastrophensoziologie scheitern. Anschließend kann dann anthropologisch die Entwicklung des Menschen für den hier zu behandelnden Bedeutungszusammenhang skizziert werden, ohne den Menschen dabei jemals als etwas von seiner Umwelt *tatsächlich* Geschiedenes zu denken.

Max Schelers Stufenlehre

In dem 1928 erschienenen Spätwerk Schelers „Die Stellung des Menschen im Kosmos“ hatte dieser den Menschen im Verhältnis zur Pflanze und zum Tier zu definieren versucht. Scheler sieht den Menschen in einer qualitati-

7 Vgl. Scheler 1976: 31 sowie Bühl 1990: 32 und in der vorliegenden Arbeit Gliederungspunkt 2.3, S. 73-75. Zu den verschiedenen Positionen in den Natur- und Geisteswissenschaften im Rahmen dieser Sonderstellungsdiskussion siehe die Arbeit von Helmut Hofer und Günter Altner (Hofer/Altner 1972). Es geht im Folgenden wesentlich darum, zu zeigen, wie Scheler zu der These von der Sonderstellung des Menschen allein aufgrund der Verwendung essentialisierender Begrifflichkeiten gelangte, es geht nicht darum, die Scheler'sche Argumentation insgesamt zu kritisieren.

8 Der Einschätzung Schelers und anderer, dass der Mensch über keine artspezifische Umwelt verfüge, schließen sich bspw. Peter L. Berger und Thomas Luckmann – für eine von diesen vertretene konstruktivistische Perspektive kaum nachvollziehbar – in ihrer zwar bereits 1966 erstmals veröffentlichten, aber doch für die neuere Wissenssoziologie noch immer so bedeutenden Schrift zur „Gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ an (vgl. Berger/Luckmann 1996: 49ff.). Zumindest die Spätfolgen dieser „Sonderstellungsanthropologie“ reichen also noch bis in die gegenwärtige wissenssoziologische Diskussion hinein.

ven Sonderstellung: Als „Vitalwesen“ sei er „[...] ganz ohne Zweifel eine Sackgasse der Natur, ihr Ende“ (Scheler 1976: 96).⁹ Überleben gelingt ihm nicht mehr nach den für alle anderen Stufen geltenden Regeln des Vitalen, als „Geistwesen“ vermag er vollständig befreit von allen „[...] stoßenden Kräften auf alle Natur herabzulächeln [...]“ (Scheler 1976: 96).

Anders als die vollständig „gesicherte“ Pflanze und das souverän, instinktgeleitete Tier, ist der Mensch an keinerlei artspezifische Umwelt angepasst, er ist „Sklave seiner Gehirnrinde“ (vgl. Plessner 1976: 93), ein vollständig vergeistigtes Wesen. Damit steht der Mensch nicht einfach auf der obersten Stufe der Entwicklungsleiter, er setzt die Entwicklung nicht einfach fort, so wie das Tier die Entwicklung der Pflanze fortsetzt; der Mensch klinkt sich aus dieser organischen Entwicklung aus, ja das Geistprinzip steht dem „Gefühlsdrang“, dem Triebhaften geradezu entgegen (vgl. Hamann 1993: 52). Die Pflanze ist nur von jenem „Gefühlsdrang“ beseelt, einem „ganz nach außen gerichteten Drang“, der ihre Entfaltung bedingt (vgl. Scheler 1976: 15)¹⁰ Sie steht ohne Bewusstsein, Gefühle und Empfindungen auf der untersten Entwicklungsstufe. Die Pflanze passt sich in langwierigen Prozessen ihrer Umwelt an, doch fehlt ihr die Fähigkeit der Aufnahme einer direkten „Rückmeldung ihrer Zustände“ aus der Umwelt (vgl. ebd.: 14f.),¹¹ was schon darin begründet liegt, so Scheler, dass Gefühl und Trieb noch nicht voneinander geschieden sind. Die Einheit von Gefühl und Trieb gibt der Pflanze optimale Sicherheit, so Scheler, sie hat ihre Form auf Dauer, ohne ständige Umweltirritationen. Wegen dieses totalen Fehlens jeglicher Rückmeldungen von Umwelt an ein „inneres Zentrum“ ist die Pflanze schlechthin *die Manifestation eines „ekstatischen Gefühlsdranges“*

9 In dieser Sackgasse findet zugleich die Natur ihre „höchste Konzentrierung“, so Scheler an selber Stelle. Der Mensch als ein Geistwesen, „[...] das in dem tätigen Mitvollzug der Geistesakte des Weltgrundes sich selbst zu ‚deifizieren‘ vermag, [ist, M.V.] eben noch ein anderes als diese Sackgasse: Er ist zugleich der helle und herrliche *Ausweg* aus dieser Sackgasse, ist das Wesen, in dem das Urseiente sich selbst zu wissen und zu erfassen, zu verstehen und sich zu erlösen beginnt. Der Mensch ist also beides zugleich: eine *Sackgasse* und – ein *Ausweg!*“ (ebd.: 96, Hervorhebungen im Original). Diese philosophische Dimension wird in den folgenden Ausführungen keine Berücksichtigung finden; hier geht es allein darum, aufzuzeigen, dass die These von der Sonderstellung als solche bereits unhaltbar ist, dass also die auf dieser These bauenden philosophischen Überlegungen Schelers zum „Ausweg aus der Sackgasse“ insgesamt unhaltbar sind.

10 Zur Pflanze als unterste Entwicklungsstufe vgl. ebd. 13-17.

11 Dieter Claessens dazu: „Unserer Meinung nach könnte man das im Rahmen differenzierterer kybernetischer Auffassungen doch, denn ‚Zustand‘ ist ein Begriff, der vom Maßstab ‚Zeit‘ abhängt. Kann die Pflanze sich überhaupt anpassen – und sie kann es – dann hat sie auch Rückmeldungen über ihren ‚Zustand‘ [...]“ (Claessens 1970: 23).

(vgl. ebd.: 15), doch ist dieser Drang auch im Tier noch vorhanden (vgl. ebd.: 16).

Das Tier ist *instinktgeleitet* und gegenüber der rein reflexiven Form der Pflanze flexibler organisiert, so Scheler. Instinkte lösen – wie im Organismus ansässige Entitäten – „angeborene“ und „ererbte“ Handlungen als Reaktionen auf typisch wiederkehrende Situationen aus. Zwar sei der Instinkt durchaus durch Erfahrung und Lernen *spezialisierbar*,

„[...] wie man z.B. an den Instinkten der Jagdtiere sieht, denen zwar das Jagen auf ein bestimmtes Wild, nicht aber die Kunst, es erfolgreich auszuüben, angeboren ist. Das aber was Übung und Erfahrung hier leistet [sic!], entspricht immer nur gleichsam den Variationen einer Melodie, nicht der Erwerbung einer neuen“ (ebd.: 19).

Deshalb könne der Instinkt „[...] als von vornherein ‚fertig‘ bezeichnet werden“, so Scheler an selber Stelle. Der Instinkt steuert das Verhalten und die selektive Wahrnehmung des Tieres in seiner artspezifischen Umwelt, er „stiftet“ die Struktureinheit von Tier und Umwelt (vgl. Arlt 2001: 95).

Die Befreiung des Tieres aus der primären Einheit bedeutet gegenüber der Pflanze eine risikantere Organisationsform. Die Pflanze ist gesichert, so lange ihre Umwelt sich nicht fundamental verändert. Sie ist über viele Millionen Jahre mit ihrer Umwelt gewachsen, sie ist in dieser vollständig aufgehoben und ihr eigenes Veränderungstempo ist mit dem ihrer Umwelt synchronisiert, sie steht damit geradezu für die „Einheit des Lebens“, so Scheler (vgl. Scheler 1976: 16). Das Tier dagegen ist aus dieser absoluten Einheit gelöst, weil es seine angestammte Umwelt verlassen und seinen Einzugsraum ausweiten kann, es ist damit aber auch Einflüssen ausgesetzt, die sein „Instinktsystem“ überfordern, auf welche dieses nicht vorbereitet ist. Es ist „orientierungunsicherer“, es verfügt aber nun auch über freigesetzte Energien, die es zur Kompensation dieser Unsicherheit aufbringen kann (vgl. ebd.: 26ff.). So entsteht eine „Stauung“, eine „Überschusslage“, die den Trieb freisetzt (vgl. Arlt 2001: 96), wenn „[...] der Ablauf von Hemmungen und Enthemmung nicht mehr fest gefügten, artspezifischen Mustern folgen kann [...]“ (ebd.: 95), so fasst Gerhard Arlt den Gedanken Schelers zusammen.

Die „kurzschlüssige Abfuhr“ der Triebe weicht dann einer insgesamt „inadäquaten Befriedigung“ (vgl. ebd.: 95f). Dieser freigesetzte Triebüberschuss drängt zur weiteren Differenzierung, er wird aber auch zur Bedingung von Kultur, zur Bedingung der Möglichkeit des Menschen. Der Triebüberschuss nimmt in dem Maße zu, wie sich das Tier von seinen instinktiven Reaktionsschemata zu befreien vermag, und diese Befreiung wird in dem Maße möglich, wie es ein „assoziatives Gedächtnis“ (Mneme) ent-

wickelt (vgl. Scheler 1976: 22). Die Geschlossenheit des instinktiven Verhaltens lockert sich zu Gewohnheiten, zu relativ flexibleren Anpassungsformen an die sich nun für ihn verhältnismäßig schneller wandelnde Umwelt. Erfolgreiche Verhaltensweisen werden automatisch wiederholt, so dass sich das Prinzip von Irrtum und Erfolg als Lernprinzip entwickeln kann. Das assoziative Gedächtnis ist somit schon eine Form praktischer Intelligenz, die sich zum Menschen hin dann zur eigentlichen Intelligenz als der nächst höheren Organisationsform entwickelt. Die Organisationsstufe der praktischen Intelligenz ist jedoch noch organisch und an einen Auslöser gebunden, so dass Planung auf diesem Niveau noch nicht möglich ist; allerdings kann das Tier bereits Sach- und Wertverhalte bedingt antizipieren (vgl. ebd.: 28f).

In dem Menschen als Geistwesen kommen nun „alle Wesensstufen des Daseins“ (vgl. ebd.: 16) zusammen, doch vermag sich der Mensch reflexiv diesen Grundlagen zuzuwenden und sich dadurch von ihren Beschränkungen *vollständig freizusprechen*. Damit setzt der Mensch nicht mehr fort, was ihm vorgängige Organisationsformen der organischen Entwicklung erreicht haben:

„Das neue Prinzip steht *außerhalb* alles dessen, was wir ‚Leben‘ im weitesten Sinne nennen können. Das, was den Menschen allein zum ‚Menschen‘ macht, ist nicht eine neue Stufe des Lebens – erst recht nicht nur eine Stufe der *einen* Manifestationsform dieses Lebens, der ‚Psyche‘ –, sondern es ist ein allem und *jedem Leben überhaupt, auch dem Leben im Menschen entgegengesetztes Prinzip*: eine echte neue Wesenstatsache, die als solche überhaupt nicht auf die ‚natürliche Lebensevolution‘ zurückgeführt werden kann [...]“ (ebd.: 31, Hervorhebungen im Original).

Die lediglich mit einem „Gefühlsdrang“ ausgestattete, gegenüber ihrer Umwelt ansonsten rein reflexiv ausgerichtete Pflanze ist also laut Scheler mit ihrer Umwelt *vollständig synchron*. Sie ist gegen Umweltirritationen weitgehend resistent, sie ist somit die „sicherste“ Organisationsform, während das instinktgeleitete Tier dagegen bereits weit mehr Umweltvariation verkraften können muss, weil es sich in Umwelt bewegt. Instinkte „steuern“ das Tier durch die sich auftuende Unsicherheit hindurch, indem sie es mit den adäquaten Reaktionsweisen auf typisch wiederkehrende Situationen ausstatten, doch können nicht mehr für alle Situationen adäquate Verhaltensmuster vorliegen, das Tier ist somit bereits eine riskiertere Form. Den für die vorliegende Arbeit entscheidenden Unterschied beider Organisationsformen sieht Scheler demnach in der Synchronizität von Form und Umwelt. Sicher ist nur die Pflanze, weil sie mit dem Tempo der Umweltveränderungen synchronisiert ist. Sie benötigt keine direkten Rückkopplungen.

lungen für geringere Umweltschwankungen, sondern passt sich nur langfristigen Wandlungen an. Das sich in Bewegung setzende Tier erhöht hingegen selbst die Variation seiner Umwelt mit der Folge, dass sich Tier und Umwelt nicht mehr synchron entwickeln und das Tier nicht mehr allen Situationen optimal angepasst ist (vgl. ebd.: 26). Der Mensch schließlich löst sich gänzlich aus dieser „natürlichen“ Trieb- und Umweltbindung, er spricht sich frei von allen Einschränkungen, er ist als Geistwesen „existentiell entbunden vom Organischen“, er ist „weltoffen“ (vgl. ebd.: 32). Dieser Schluss aber resultiert aus einer objektivistischen Vorstellung nicht allein von Zeit (vgl. abermals Claessens 1970: 23), sondern auch von Umwelt als objektiv gegebener, starrer „Natur“, von einem „Gefülsdrang“, von „Reflexen“, von „Trieben“ bzw. „Instinkten“.

Zur Symmetrisierung anthropologischer Kategorien

Jede Pflanze vermag Unterschiede in ihrer Umwelt wahrzunehmen. Der „Gefülsdrang“ der Pflanze entsteht erst in der Wechselwirkung von Organismus und Umwelt, die für jeden Organismus und zu jedem Zeitpunkt einzigartig ist. Eine Pflanze, die im Laufe eines Tages mit einer sich jeder Pflanze anders darstellenden Sonne „wandert“, unterscheidet Bedeutungsloses und Bedeutungsvolles voneinander, sie geht mit einer variierenden Umwelt um, richtet sich auf diese Variationen aus und wird von dieser Umwelt ständig neu ausgerichtet.¹² Ihr fehlt keineswegs die Fähigkeit zur direkten Rückmeldung aus der Umwelt. Ihre gesamte „Organisation“ ist auf diese Rückkopplungen ausgerichtet, sie ist gerade so beschaffen, dass sie genau die Art von Rückkopplungen aufzunehmen vermag, die sie in der Relation zu der nur für sie bestehenden Umwelt für diese Organisation „benötigt“ und die sie – man könnte fast sagen: durch „Akkommodation“ und „Assimilation“ – im Gleichgewichtszustand, im „Aequilibrium“ bleiben lässt. Sie ist in der Tat mit ihrer ganz spezifischen Umwelt synchronisiert, deren Teil sie ist, während sie sich von ihr abgrenzt, ohne ein strukturiertes Bild mit scharfen Konturen von ihrer Umwelt, noch von sich selbst zu haben. Dies ist beim Tier nicht anders. Wie die reflexiv organisierte Pflanze nimmt auch das instinktiv geleitete Tier direkte Rückkopplungen auf und richtet sich nach seinen Fähigkeiten auf seine wechselwirkend erst entstehende Umwelt ein. Das sich „großräumiger“ bewegende Tier lebt wie die sich „weniger großräumig“, aber dennoch sich ebenfalls bewegende Pflanze

12 Dem stimmt zwar auch Scheler zu: die Pflanze reagiere zwar „[...] auf die Intensität der Lichtstrahlen, nicht aber different auf Farben und Strahlrichtungen“ (Scheler 1976: 13). Damit liefert er aber doch eher ein Gegenargument gegen seine eigene These, als dass er sie stützte.

in einer sich bewegenden Umwelt, was wiederum gerade nicht bedeutet, dass trotz dieser „Strukturähnlichkeiten“ die Umwelt des Tieres mit der Umwelt identisch wäre, in der sich eine Pflanze entfaltet.

In der Summe der – hier nur angedeuteten doch in dieser skizzierten Richtung erweiterbaren – Kritiken zeigt sich, dass die Annahme eines qualitativen Unterschiedes zwischen beiden Organisationsformen ein Beobachterartefakt ist, zu dem Scheler gelangt, weil er seine Kategorien vor dem Hintergrund eines objektiven, von den Organismen unabhängigen Bezugsrahmen denkt. Zeit und Umwelt werden von ihm als ontologische Invarianten gedacht, vor deren Hintergrund sich Organismen entwickeln, aus dem sich unterschiedliche Organismen unterschiedliche Ausschnitte eröffnen und gemäß dieser Ausschnitte ihre Kompetenzen entfalten. Doch weder Umwelt noch Organismen sind mit sich selbst oder mit anderen Formen zu irgendeinem Zeitpunkt absolut identisch, jede Form definiert sich selbst in jedem Augenblick in der Relation zu allen anderen Formen neu – genauso gut könnte man also auch sagen, dass die Umwelt der Formen die Form in jedem Augenblick neu definiert. Man muss sich daher, wie Dieter Claessens meint, darüber klar werden, dass „[...] die Wendung ‚Instinkte‘ nur eine Verlegenheit gegenüber der Frage darstellt, wie und woher denn Koordinierung *im* Tier, *zwischen* Tieren und zwischen Umwelt und Tieren entsteht, woher sie kommt“ (Claessens 1970: 217) und dasselbe gilt für alle anderen Kategorien wie „Reflexe“, „Gefühlsdrang“ usw. Max Scheler denkt die Umwelt von Organismen als *Natur*, als einen „objektiv“ gegebenen Rahmen, vor dessen Hintergrund sich die unterschiedlichen Lebensformen entfalten. In dieser Relation zu etwas an sich Unveränderlichem erscheinen dann bestimmte Formen als besser und andere als schlechter angepasst, als sicherer oder unsicherer situiert.

Das Bild wird aber ein ganz anderes, wenn Umwelt nicht als „objektive“, transparente, nach Gesetzen begreifbare *Natur*, sondern als für jede Form individuell sich anders darstellender Hintergrund, eben als je individuelle Umwelt gedacht wird. Was „Sicherheit“ bedeutet, lässt sich dann allein in der Relation zwischen der Lebensform und ihrer individuellen Umwelt begreifen. Es lässt sich dann nichts Absolutes über die Funktion von Instinkten oder Reflexen aussagen, es lässt sich also auch nicht von dem Fehlen einer dieser Organisationsformen bei einem Organismus auf dessen objektiv ungünstigere Stellung in einer Natur schließen. Wie jeder Organismus, wie jede Pflanze und jedes Tier, lebt auch der Mensch in genau jener Umwelt, die ihm bis heute das Überleben ermöglichte. Die Organisationsformen unterschiedlicher Organismen lassen sich nicht skalieren und entlang spezifischer Organisationsleistungen gliedern. Jeder Organismus ist stets angemessen organisiert – so lange eine Form existiert, ist sie sicher (vgl. Claessens 1970: 217). Die These von der Sonderstellung des

Menschen fällt somit mit der Infragestellung einer essentialistisch gedachten, für jede organische Form gleichermaßen gegebenen *Natur*, sie fällt mit der Infragestellung von – wie Substanzen gedachten – „Reflexen“ und „Instinkten“, die *etwas* mit dem Organismus machten, die *in dem* Organismus (und ebenso in jedem anderen Organismus zumindest der selben Art) lokalisierbar wären. Mit anderen Worten: „Reflexe“ und „Instinkte“ sind, wie bereits Jakob von Uexküll sie nannte, Verlegenheitsformeln, in denen ein hochgradig komplexer und systemischer Zusammenhang mit analytischen Termini beschreibbar gemacht wird; ein Wechselwirkungszusammenhang also, der nicht tatsächlich real existiert, der jedoch bedeutungsvoll ist und insofern auch höchst real.

In Begriffen wie „Instinkt“ und „Reflex“ verdichtet ein Beobachter Zusammenhänge, die auszudrücken im Laufe seiner eigenen Entwicklung für ihn bedeutungsvoll geworden ist. Man könnte sagen, dass es sich „evolutionär“ als vorteilhaft erwiesen hat, mit biologistischen Kategorien zu arbeiten, sie brachten Entwicklungsvorteile, die sich ohne diese „Technik“ vermutlich nicht ergeben hätten. Die moderne Wissenschaft ist, was sie ist, weil sie sich solche Kategorien erschuf. Was aber Instinkte sind, ob es irgendetwas Substanzielles gibt, auf das der Begriff Instinkt referiert, darüber kann nichts ausgesagt werden. Umgekehrt kann aber mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass die Bedeutung dessen, was mit dem Terminus Instinkt bezeichnet wird, *nicht* hundertprozentig bestimmt ist, es wäre ein vollkommen unwahrscheinlicher Zufall, von dem man selbst im positiven Fall nicht einmal etwas erführe. Die „normale“ moderne Wissenschaft versucht jedoch, ihre Objekte möglichst exakt zu bestimmen, hinter ihnen eine Wahrheit zu ent-decken, die es tatsächlich nicht gibt. Um zu „den Dingen selbst“ zu gelangen, versucht sie, all jene Faktoren, die eine eindeutige Diagnose stören, zu eliminieren, bis das „Objekt“ widerspruchsfrei beschrieben werden kann.¹³ Auftauchende Widersprüche lösen Prozesse der Eliminierung von Ungereimtheiten aus, nur in ganz besonderen Ausnahmefällen vermögen sie das Paradigma selbst in Frage zu stellen; die Infragestellung des Paradigmas ist nicht das Ziel, das Ziel sind „schöne

13 Es geht, so die These, der normalen Wissenschaft nicht darum, das Bedeutungsvollste zu begreifen; vielmehr geht es ihr darum, entlang bestimmter, im Rahmen wissenschaftlicher Paradigmen geprägter „Denkstile“ (vgl. Fleck 1983b: 68) das Wissen über die in diesen Paradigmen vorgegebenen und scharf eingegrenzten Problemstrukturen zu optimieren. Die normale Wissenschaft orientiert sich gerade nicht an der Bedeutung ihrer „Fakten“ für den Erhalt der Unterscheidung der organischen Form von ihrer Umwelt, sondern an rationalen Erfolgskriterien, die in Paradigmen fest verankert sind und die aufgrund eben dieser Verankerung mehr und mehr eigenständige Logiken entfalten (zu dieser Vorstellung von der Normalwissenschaft und ihren Verfahrensweisen vgl. Kuhn 1991: 37ff.).

klare Fakten“. Selbst in diesem unwahrscheinlichen Fall der Infragestellung des Paradigmas werden aber noch zentrale und fundamentale Kategorien beibehalten und in das neue Paradigma übernommen. Ist also bspw. erst einmal eine spezifische Vorstellung von Instinkten verobjektiviert, so schränkt sich die wissenschaftliche Beobachtung immer stärker auf dieses selbst erschaffene „Objekt“ ein, das im Laufe dieses Prozesses freilich mehr und mehr erodiert, weil jeglicher Widerspruch den Bereich des noch-nicht-Falsifizierten immer weiter einschränkt. Die Beobachtung konzentriert sich auf einen immer weiter eingeschränkten Bereich, die tatsächliche Komplexität der Einbettung des Objektes in seiner Umwelt, die ganze Breite seiner Bedeutung also, wird immer umfassender ausgeblendet, bis irgendwann wieder, freilich nur vorübergehend, alle Determinanten bestimmbar erscheinen. Auf jeden Fall wird der Eindruck aufrechterhalten, dass sich die Objekte als diskrete Einheiten beschreiben ließen, dass sie vielleicht noch nicht ganz bestimmt sind, dass sie aber auf jeden Fall zukünftig bestimmt sein werden. Ihnen wird, obwohl ständig im Flusse und stets mehr seiend, als sie zu sein scheinen, der Charakter von etwas Invarianten, Substantiellen und zumindest nahezu exakt bestimmten zugesprochen, dem sie tatsächlich niemals entsprechen, während sie gerade durch diesen Schein, den sie erwecken, das (ursprünglich mit ihnen adäquat Begriffene) Bedeutungsvollste verbergen. Irgendwann macht sich dies bemerkbar, dann beginnen die „schönen klaren Objekte“ zu erodieren, dann zeigt sich, dass das Bedeutungsvollste gerade von diesen eingengten, exakten Begriffen *nicht* mehr begriffen werden kann.

Diese einengende Blickrichtung sollte mit der kurzen Auseinandersetzung mit der Schelerschen Stufenlehre exemplarisch aufgebrochen werden. Allein heuristisch sollte aufgezeigt werden, was damit gemeint ist, wenn behauptet wird, Reflexe und Instinkte würden in der klassischen Anthropologie als *Invarianten* begriffen, während sie doch als solche auf gar keinen Fall existieren, ohne dass damit bereits ihre reale Existenz als bedeutungsvolle Kategorie bestritten wäre. Es macht einen Unterschied, wie im Folgenden noch ausführlicher gezeigt werden wird, ob Kategorien als (zumindest Quasi-)Substanzen gesetzt, oder ob sämtliche Kategorien als dynamische Formen begriffen werden, mit Hilfe derer sich ein Beobachter eine ungefähre Vorstellung von der eigenen Vorgeschichte zu machen versucht. Problematisch sind nicht die anthropologischen Kategorien, sondern ihre Verwendung. Problematisch ist es nicht, von Reflexen oder Instinkten zu sprechen, wenn damit nicht eine Kluft, ein absoluter kategorischer Hiatus bspw. zwischen reflexivem oder instinktiven Verhalten auf der einen und rationaler Handlung auf der anderen Seite behauptet wird, ein Hiatus also, *der keinerlei Vermittlung, keine fließenden Übergänge zwischen beiden Formen zulässt*. Ein solches den Menschen und seine Umwelt in unter-

schiedliche Kategorien zergliederndes Denken macht von vornherein ein ganzheitliches Begreifen prozessualer Zusammenhänge unmöglich. Es führt zu einem Denken in invarianten Kategorien auf der einen und prozessuellen, sich ständig gemäß der aktuellen Situationsdefinition verändernden Kategorien auf der anderen Seite ohne den Zusammenhang zwischen beiden Polen denken zu können; es führt zu einem Denken, das mehr und mehr unsensibel wird für jene kleinsten Variationen, die ständig alle von einem Beobachter als bedeutend wahrgenommenen Kategorien durchlaufen. Dieserart Denken schränkt die Wahrnehmungsfähigkeiten des Menschen mehr und mehr ein, es beschränkt sein Verantwortungsgefühl auf einen immer kleineren Bereich, es macht letztlich unsensibel für Umwelt, in die sich der Mensch nun nicht mehr umfassend eingebettet erlebt, der er sich nun vielmehr als etwas kategorisch anderes gegenübergestellt glaubt, zu dem er ausschließlich mittels ganz spezieller Techniken einen Zugang finden könnte.

Die Kategorien „Reflex“ und „Instinkt“ sind fundamentale anthropologische Kategorien, die einfach aufzugeben bedeuten würde, die gesamte Tradition der anthropologischen Wissenschaften, schließlich die Geschichte des Menschen selbst preiszugeben. Die Anthropologie ist gewissermaßen um diese Kategorien herum gebaut, alle anthropologische Argumentation muss zu diesen Kategorien notwendig Stellung nehmen, mit welchem Resultat auch immer. Gerade in diesem Sinne eigneten sich die besprochenen Kategorien dazu, grundsätzlich zu exemplifizieren, wie anthropologische Kategorien insgesamt *nicht* gedacht werden dürfen, will sich die Untersuchung nicht von vornherein das Bedeutendste verbauen. Instinkte und Reflexe dürfen nicht gedacht werden als irgendwie von anderen Organisationsformen essentiell unterscheidbar, sie dürfen nicht gedacht werden als in oder an einem Organismus lokalisierbare Quasi-Entitäten, sie dürfen nicht gedacht werden als über die Zeit invariante Formen, die einem Organismus sein Überleben mehr oder weniger unabhängig von den sich wandelnden Bedingungen seiner Umwelt sichern. Sämtliche begrifflich gefassten Organisationsformen können dagegen als etwas bedeutende Abstraktionen begriffen werden, die nur im Akte dieser Abstraktion von anderen Organisationsformen eindeutig geschieden sind, die aber doch mit allen anderen derart zum Zwecke der Beschreibung analytisch getrennt gedachten Organisationsformen immer wieder zusammen zu denken sind, die also erst zusammengenommen ein gemeinsames, ungeschiedenes Ganzes bilden.

Anthropologische Residuen

Nun können – nach diesen Ausführungen etwas unbefangener – noch bevor überhaupt Reflexe und Instinkte als Organisatoren zur Geltung kommen, schon zwei fundamental wirksame „Prinzipien“ aus dem Faktum des Vorhandenseins von Formen erschlossen werden, die Dieter Claessens als „Vorgaben“ bezeichnet hat (vgl. zu diesen beiden Vorgaben Claessens 1993: 32f); Formen also, die sich soziologisch zumindest in diesem Rahmen nicht angemessen herleiten ließen, die ihr daher als „Residuen“ vorangestellt werden müssen. Eine solche Vorgabe ist erstens ein „Auftrag zum Überleben“: Der Organismus muss fortpflanzungsfähig sein, sonst verschwindet die Form. Reproduktion als Vorgabe bedeutet Weitergabe des Informationsbestandes an die nächste Generation. Die zweite fundamentale, residuale Vorgabe ist das Prinzip der Differenzierung. Die Vorgabe, dass sich Organismen nicht einfach nur reproduzieren, sondern sich dabei differenzieren, bedeutet zugleich Veränderung in Richtung auf verbesserte Anpassung an eine sich wandelnde Umwelt bzw. Ausweitung des möglichen Aktionsradius, also die Erweiterung der Umwelt.

Weitere „Vorgaben“, deren soziologische Herleitung den Rahmen dieser Arbeit überfordern würde, die aber den weiteren Ausführungen vorangestellt werden müssen, lassen sich aus der Literatur zur „klassischen“ Anthropologie zusammentragen. So vertrat Arnold Gehlen die Ansicht, dass bereits Insekten bestimmte „Reizgruppen“ aus diffusen Ganzwahrnehmungen isolieren können. Eine gewisse „Gliederung und Formung“ der wahrgenommenen Umwelt zu „Gestalten“ sei ihnen bereits gegeben (vgl. Gehlen 1993: 180f.). Konrad Lorenz hat mehrfach die Bedeutung des „Prägnanten“ für die Wahrnehmung hervorgehoben. „Der Vorzug des Prägnanten in unserer Gestaltwahrnehmung dürfte außerordentlich tief verwurzelt sein und in biologisch uralte Schichten zurückführen, nämlich ins „Instinktive““ (Gehlen 1993: 182), so Gehlen mit Bezug auf Lorenz.¹⁴ Das Tier ist auf dieser primären Ebene schon von der überwältigenden Flut der Wahrnehmungseindrücke „entlastet“, es muss nicht alle Beobachtungen ständig auf alle Möglichkeiten hin untersuchen. So sucht es etwa nach einem passenden Teil zum Nestbau, es hat also eine Gestaltwahrnehmung, die die Fähigkeit der Merkmalskombination voraussetzt (vgl. Claessens 1970: 131).

Alle Lebewesen sind schon mit einer allgemeinen Kompetenz zur differenzierten Wahrnehmung „ausgestattet“. Diese Wahrnehmungskompetenz ist jedoch keine Kompetenz zur gegenständlichen Wahrnehmung, sondern

¹⁴ Vgl. dazu den Zeitschriftenaufsatz von Konrad Lorenz unter dem Titel: „Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung“ (1943).

eine rein funktional differenzierte Wahrnehmung. Das Tier, das nach einem passenden „Teil“ zum Nestbau sucht, sucht nicht nach einem „Stück Holz“, sondern nach dem Teil, das zu dem Ganzen des Nestes passt. Ohne den Zusammenhang zum Nest bliebe das Aststück bedeutungslos, also im Hintergrund der Gesamtwahrnehmung aufgehoben. Das Teil erhält seine Bedeutung aus der individuellen Konstitution der Organismus-Umwelt-Beziehung, es ist somit dem Tier und auch keinem anderen Tier der gleichen Spezies als für sich bestehend gegeben. Diese grundlegende Unterscheidungskompetenz aber als „in Bezug setzen von Dingen mit Bedeutung“ ist Bedingung der Möglichkeit zumindest für alle höheren organischen Formen, Bedingung der Möglichkeit komplexerer Wahrnehmungen. Insofern tritt den höheren Organismen die Welt *niemals* ungeordnet entgegen, immer sind schon Strukturen – vor aller *bewussten* Wahrnehmung – mehr oder weniger stark stabilisiert. Die Umwelt ist immer schon beruhigt, auf Formen und Richtungen zentriert, die Reaktionen herausfordern (vgl. hierzu insbes. Claessens 1970: 129), die zugleich die Form des Organismus konstituieren, darin scheinen die Hauptvertreter der klassischen Anthropologie weitgehend überein zu stimmen. Komplexität ist immer schon reduziert, der Organismus „hat“ in jeder Situation „so viel Umwelt“, wie er für sein Überleben gerade benötigt und ertragen kann – dies gilt zumindest für den Fall des Überlebens des Organismus. Die Fülle möglicher Wahrnehmungsgegenstände entspricht seinen Wahrnehmungskompetenzen und sekundär, im Falle seines Überlebens, kann man auch sagen, dass sie auch seinen Wahrnehmungserfordernissen entsprochen hat. So verfügt der frühe Mensch über eine Reihe feindifferenzierter „[...] Verhaltensdispositionen, die ebenso fein auf in Phylogenese sozusagen abgetastete Umwelt abgestimmt sind“ (ebd.: 100), schon bevor er sich im engeren Sinne als soziales Wesen begreifen lässt.

4.3 Der Übergang vom Horden- zum Gruppenwesen: Zwei Revolutionen auf dem Weg zur Menschwerdung

Über diesen Verhaltensdispositionen, die als residual bezeichnet werden, weil sie in diesem Rahmen nicht weiter hinterfragbar sind, erheben sich nun komplexere Formen, die für die weitere Entwicklung des Menschen von umfassendem dispositivem Charakter sind. Mit ihnen wird nun die Schwelle zum eigentlichen Sozialen erreicht. Das Übertreten dieser Schwelle beschleunigt die Entwicklung so sehr, dass sich die feindifferenzierten Verhaltensdispositionen, die ein Beobachter an einfacheren Orga-

nismen noch glaubte beobachten zu können, mehr und mehr verflüchtigen. Diese Dispositionen werden nun derart feingliedrig, dass sie sich mehr und mehr der auf Vergegenständlichung angewiesenen Beobachtung entziehen, bis der Mensch schließlich beginnt, sich von diesen Dispositionen freizusprechen. Auch der Mensch bleibt jedoch angewiesen auf Organisationsleistungen, wie er sie symbolisch verdichtet als „Reflexe“ und „Instinkte“ an „einfacheren“ Organisationsformen beobachtet, also auf unscharfe, in ihren Konturen unbestimmbare Strukturen, die ihm die reale Komplexität der Wahrnehmungswelt handhabbar machen. Die Organisationsformen des Menschen lassen sich schlechter beobachten, schlechter in den Begriff bringen, weil seine eigene Beobachtung Teil dieser Organisation ist, seine Beobachtung daher das Beobachtete unmittelbar beeinflusst, sich sein Objekt also für ihn spürbarer ständig verändert. So erfährt er seine eigene Organisation stärker als Prozess, während er andere Formen meint als Invarianten begreifen zu können, während doch auch sie sich ständig ändern.

Bevor aber die Schwelle zum Menschen im engeren Sinne erreicht war, bis der Mensch schließlich derart sich selbst zu beobachten begann, hatte er noch bedeutende Veränderungen durchzustehen. Dieter Claessens¹⁵ hat die Theoreme Paul Alsbergs vom „Körperausschaltungsprinzip“ und Hugh Millers „Insulation gegen selektive Pression“ zusammengeführt und damit sehr überzeugend, für diese Arbeit Bedeutendes, über die Phase des „Übergangs“ vom Tier zum Menschen ausgesagt. Wenngleich biologistisch argumentierend, eignen sich diese beiden Theoreme doch, einen grundlegenden Wandel zumindest zu skizzieren, der die Entwicklung zum Menschen hin extrem beschleunigt haben könnte; ein Wandel, der sowohl komplexere Ordnungen, als auch deren umso „katastrophaleres“ Scheitern ermöglichte.

15 Claessens setzt in dem 1984 verfassten Buch „Das Konkrete und das Abstrakte“ (hier wurde die Auflage von 1993 verwendet) seine Überlegungen aus „Instinkt, Psyche, Geltung“ (1970) fort. Beide Werke werden hier herangezogen. „Das Konkrete und das Abstrakte“ besticht insgesamt mit dem scharfen soziologischen Blick, mit dem Claessens noch die zeitlich entferntesten Zusammenhänge durchdringt, für die oft überhaupt kein verwendbares archäologisches oder paläoanthropologisches Material aufgeboten werden kann. Umsort bedauerlicher ist allerdings, dass Claessens – etwa bei der Geschlechterfrage – zu aus heutiger Perspektive unhaltbaren Positionen gelangt, dass er überhaupt stark auf Biologismen rekuriert. Diese Kritik kann hier nicht im Detail geführt werden, vielmehr vermag die vorliegende Arbeit in dem hier gegebenen Rahmen diese Probleme selbst nicht wirklich befriedigend zu umgehen. Die zentralen Aussagen des Buches bleiben von dieser Kritik unbelastet, weshalb es zum kritischen Lesen zu empfehlen ist.

Verringerung des Drucks auf „körperliche“ Anpassung

Dieter Claessens sieht in dem von Paul Alsberg formulierten Prinzip der „Körperausschaltung“ einen bedeutenden Faktor im Prozess der Menschwerdung. Demnach sei der besondere Weg, den die menschliche Entwicklung ab einem bestimmten Zeitpunkt eingeschlagen hat, dadurch möglich geworden, dass sich der Menschvorläufer von dem Anpassungsdruck auf den Körper¹⁶ hat emanzipieren können. Das Tier unterliege dem „Körperprinzip“:

„Der Körper wird auf wirkungskräftigste Weise (Gebiß, Klauen, Fangarme, Gift) und auf spezialisierte Weise (Fortpflanzungs-, Brutapparate usw.) zur Bewältigung der Widerstand entgegensezenden Welt eingesetzt. [...] Instinkt stellt sich als die – per Selektion (Möglichkeiten der Mutation konnte Alsberg nur andeuten) – raffinierteste Form des individuellen, kooperativen und/oder arbeitsteiligen Körpereinsatzes dar. Im Instinktsystem ist sozusagen das Körperprinzip zu seinem Ende gesteigert“ (Claessens 1970: 82).

Das Körperprinzip, oder besser: das Körperanpassungsprinzip als primäre Weise der Abstimmung des Menschen auf die ihm spezifische Umwelt, werde nun zunächst per Versuch und Irrtum überwunden; kritisch müsste besser gesagt werden, dass sich der Anpassungsdruck verringert, weil er in *anderer* Weise abgefangen wird: Der zur Flucht angelegte Primat mag an einem Hang unbeabsichtigt Geröll losgetreten und damit den Verfolger zurückgeschlagen, auf Distanz gehalten haben. Diese unbeabsichtigte, sich

16 Es kann – wie gesagt – der Anspruch dieser Arbeit nicht sein, den Begriff vom – bei Alsberg und Claessens biologisch gedachten – Körper hinreichend zu entsubstantialisieren, bzw. zu denaturalisieren. Ein Ansatz könnte mit Blick auf das Theorem der „Körperausschaltung“ in der Richtung gesucht werden, dass „der Körper“ – als von einem Beobachter als besonders bedeutsame und hochgradig stabilisierte Form beobachtet – insgesamt an Bedeutung gegenüber anderen Formen verliert, er also relativ zu anderen Formen variiert, ohne dass es dabei der Referenz auf einen „biologischen“ Körper bedürfte. Doch müsste, um diesen Gedanken weiter verfolgen zu können, bereits wesentlich auf die anschließenden Erörterungen, insbesondere zum Begriff der „symbolischen Form“ (vgl. Gliederungspunkt 4) vorweg gegriffen werden. Als „Gegengewicht“ ist die Lektüre Judith Butlers „Körper von Gewicht“ zu empfehlen (vgl. Butler 2001), sowie ihr im „Mainstream“ der Soziologie viel zu wenig beachtetes Buch über das „Unbehagen der Geschlechter“ (vgl. Butler 2000), worin sie sich insbesondere im dritten Kapitel (123–218) ausführlich mit dem Thema „Körper“ aus konstruktivistischer Perspektive auseinandersetzt. Auch für die Katastrophensoziologie – nicht bloß für jenen Teil, der sich explizit mit Genderfragen auseinandersetzt – ist das Werk Butlers zu empfehlen. Siehe auch S. 133 FN 21 der vorliegenden Arbeit.

aber sekundär erweisende Zweckmäßigkeit¹⁷ des Einsatzes von Steinen als Mittel zum Auf-Distanz-Halten des Feindes wurde „nachgeahmt“ und konnte sich sukzessive zu einem Prinzip, zu einer Art „Technik“ verfestigen. Das Beibehalten dieser „Distanzierungstechnik“ bedeutete das Ende der bisherigen fundamentalen Eigenschaft, sich als Fluchtwesen gegen Feinde zu behaupten, wobei Claessens für diese Entwicklung durchaus lange Zeiträume ansetzt. Entscheidend ist aber, dass dieser Prozess, einmal in Gang gesetzt, sehr weit reichende „Nebenfolgen“ mit sich bringen und nach sich ziehen musste. Der erfolgreiche Einsatz der „außerkörperlichen Abwehrmethode“ (vgl. Alsberg 1922: 378)¹⁸ schafft die Bedingungen, die es dem Menschen ermöglichen, sich seiner selbst bewusst zu werden; eine wesentlich andere Entwicklungsrichtung wird somit eingeschlagen, die wiederum zahlreiche weitere Entwicklungen einleitet, die später noch näher zu untersuchen sind. Bevor diese „Nebenfolgen“ jedoch genauer behandelt werden, ist das auf Hugh Miller zurückgehende Theorem der „Insulation gegen selektive Pressure“ hinzuzunehmen, denn beide sieht Claessens in einem engen Ergänzungsverhältnis zueinander stehend, sie sind überhaupt nur analytisch voneinander zu trennen.

Gruppenschutz als Nische

Um das Prinzip der „Körperausschaltung“, also das relative „Auslinken“ des Menschen aus dem evolutionären Anpassungsdruck auf einen wie auch immer zu denkenden „Körper“, als einen zentralen Faktor zur Erklärung der Menschwerdung heranziehen zu können, muss, so Dieter Claessens, der Menschenvorläufer als „Hordentier“ und mit bereits hochgradig entwickelten körperlichen und geistigen Kompetenzen ausgestattet gedacht werden (vgl. Claessens 1993: 62). So verfügt er bereits über eine

„[...] geeignete Konstitution einschließlich der Fähigkeit zum beidäugig-räumlichen Sehen und der relativ unspezialisierten Greifhand; dazu aufrechter Gang; dann aber auch: Geselligkeitsstendenz, die Solidarität erst möglich macht und eine [...] Tendenz zur *Flucht* vor dem Angreifer. Also ein körperlich vorbereitetes geselliges und mit einer entsprechenden beweglichen Intelligenz ausgestattetes

17 Die Kategorie der „sekundären Zweckmäßigkeit“ hat insbesondere Arnold Gehlen in die philosophische Anthropologie eingeführt (vgl. dazu etwa Gehlen 1986a: 106f. und 251, sowie Rehberg 1990: 123ff.).

18 Bei Alsberg heißt es wörtlich: „Nach unserer ganzen Auffassung beruht der Menschwerdungsvorgang einzig und allein auf dem Übergang vom tierischen Entwicklungsprinzip zum Menschheitsprinzip, und es gab den alleinigen Anstoß zur Menschwerdung die außerkörperliche Abwehrmethode“ (Alsberg 1922: 378).

Fluchtwesen wird für die Charakteristik des direkten Menschenvorläufers unterstellt“ (ebd.: 62f., Hervorhebung im Original).

Zu erklären ist dann, warum der Mensch den Entwicklungsweg der Körperausschaltung einschlug bzw. einschlagen konnte, den andere ähnlich „luxuriös“ ausgestattete Arten nicht nahmen (vgl. Claessens 1970: 81).

Gesagt wurde bereits, dass auch „zufällige“ Beobachtungen und Erfahrungen hinzugedacht werden müssen, die dann zur Nachahmung auffordern, also z.B. das bereits genannte Beispiel des Lostretens von Geröll (vgl. Claessens 1993: 63). Darüber hinaus muss aber, so Dieter Claessens, der Horde bzw. dann *der Gruppe* eine besondere Bedeutung zugekommen sein. Zunächst wiederum ungewollt ergeben sich aus dem Zusammensein mehrerer Menschenvorläufer, also hier noch in der Form der Horde, positive Effekte: In der Mehrzahl ergeben sich andere Möglichkeiten zur Verteidigung als für das Einzelwesen, die dann bei entsprechender körperlich-geistiger Voraussetzung bemerkt und beibehalten werden können. Hugh Miller fand für diesen Zusammenhang den Begriff der „Insulation“ und beschrieb damit in Anlehnung an den biologischen Begriff der „Nische“, wie sich aus dieser Zufälligkeit bessere Lebensbedingungen ergeben, die den körperlichen Anpassungsdruck zunehmend von den nun geschützteren Lebewesen nehmen.¹⁹ In der Natur gäbe etwa der norddeutsche „Knick“ ein Beispiel für eine Nische, in der im Schutze widerstandsfähiger Bäume ein besonderes Klima entsteht, dass dann anderen Pflanzenarten die Möglichkeit zur Ansiedlung gibt, die ohne den Schutz nicht überleben könnten, so Claessens. An einem Beispiel erörtert er:

„In der Tierwelt ist das klassische schon aktiveres Insulationsmodell der Schutzzring, den Wisente gegen Angreifer dadurch bilden, daß sie sich zu einem Ring mit den Hörnern nach außen aufstellen, in dem Ungehörnte und Schwächere, insbesondere der gefährdete Nachwuchs Schutz finden: Schutz gegen selektive Pression. Wie vorher beim Körperausschaltungsprinzip führt dieses Modell, *soziologisch aktiviert*, über die sich verteidigende Gruppe weiter zum wallgeschützten Dorf, zur Burg und dann zur mauerbewehrten Stadt“ (Claessens/Tyradellis 1997: 36, Hervorhebung im Original).

Diese beiden hier skizzierten Organisationsprinzipien zusammengenommen, stellen nun einen Organisationsrahmen, in dem sich der Mensch – relativ gegenüber früheren Entwicklungszeiträumen – immer „luxuriöser“ entfalten und entwickeln kann. Die oben erörterten Organisationsprinzipien

19 Siehe dazu Claessens 1993: 60ff., sowie Miller 1964, auf den sich Claessens beruft.

des Reflexes, des Instinktes, der Instinktresiduen, sind notwendige Organisationsformen, sie stellen die adäquaten Organisationsleistungen für Lebewesen, die sich innerhalb einer Umwelt von dieser abgrenzen. Nun werden diese Prinzipien, eben auch das des insofern niemals „biologisch“ zu denkenden Körpers, im Schutze der „Insulation gegen selektive Pression“ ergänzt, überlagert, in ihrer Bedeutung für das Organismus-Umwelt-Verhältnis reorganisiert, so wie sie schon zuvor ständig ergänzt, überlagert und in ihrer Bedeutung reorganisiert wurden, jeweils den Umweltbedingungen entsprechend, denen sie ausgesetzt waren. Es gibt also von den „einfachsten“ Reflexen bis hin zu der abstrakten menschlichen Organisationsform der Insulation eine direkte Linie, ohne Brüche und ohne Notwendigkeit, biologische Kategorien substantialistisch vorauszusetzen, die zu beschreiben sich diese verdinglichenden Kategorien dennoch anbieten. Jedes der hier allein aus analytischer Notwendigkeit heraus zu differenzierende Organisationsprinzipien ist in vielen Millionen Jahren der Evolution auf die jeweiligen Umweltbedingungen des Organismus ausgerichtet. Keines dieser Prinzipien besteht jedoch dabei für sich genommen, alle sind nur in der Wechselwirkung mit einer Vielzahl von Faktoren, die zusammengekommen das Überleben des Organismus gewährleistet haben, letztlich bestehen sie als analytische Formen überhaupt nur für einen Beobachter.

4.4 Die Distanzierung von erster und zweiter Umwelt im Gruppenschutz

Die zunächst zufälligen, dann auf Dauer gestellten „luxurierenden“ Bedingungen des Insulationszusammenhangs, also die dauerhafte Sicherung des Gruppenverbundes (anstelle des nur temporären Hordenzusammenhangs), die diese gewährleisten, haben bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung des Menschen. Der Mensch ist überhaupt nur analytisch aus diesem Zusammenhang heraus zu denken. Grundlegende Bedingungen seiner Organisation werden von Anfang an im Gruppenschutz gesichert, weshalb ohne Einschränkungen die Gruppe als das „Instinktsystem“ (Dieter Claessens) des nun werdenden Menschen genannt werden kann, der „[...] Zusammenhang als ein Ganzer, ein Totales, wird sich in der Psyche der Beteiligten einnistet. Der Gruppenraum und Innenraum erhält – vorbegrifflichen Wertcharakter“ (Claessens 1993: 72).

Es soll im Folgenden die Behauptung plausibel begründet werden, dass der in der „[...] erfolgreichen Insulationsgruppe gegebene Wahrnehmungs-, Deutungs-, Bedeutungs-, und Orientierungsrahmen [...]“ (ebd.) für den Menschen zu so etwas wie einer *zweiten Umwelt* wird, mit der er sich nun vornehmlich, aber nicht ausschließlich arrangiert. Behauptet wird, dass der

Gruppenzusammenhang eine „zweite“ Umwelt von der „ersten“ Umwelt des einfacheren Organismus abgrenzt. Dieser Umweltrahmen schützt vor den Einflüssen der ersten Umwelt derart weitgehend, dass sich ganz grundlegende menschliche Formeigenschaften nun vornehmlich im Abgleich mit dieser „inneren“ Umwelt entfalten, während der Kontakt zur ersten, „äußeren“ Umwelt immer vermittelter wird, sich damit die entscheidende Bedingung für die immer umfassendere Alltagsbildung entwickelt, die später katastrophenträchtig werden wird.

Während der Gruppeninnenraum in kommunikativer Auseinandersetzung aller Beteiligten durchgliedert, geformt, geordnet und immer übersichtlicher gestaltet wird, stellt nun die Gruppe als emergentes „Organ“ den „Kontakt“ zur ersten Umwelt her, sie übernimmt deren Ordnung und Durchformung für den einzelnen Menschen, entlastet ihn also; sie fordert ihm aber auch neue Leistungen ab, wie noch zu zeigen ist. Dabei gehen die bisherigen formalen Organisationsprinzipien in alle neuen Organisationsformen ein: Alle Veränderung der Umweltwahrnehmung (sowohl der inneren als auch der äußeren) geschieht im Abgleich mit der Notwendigkeit des Erhaltes der bereits erbrachten grundlegenden Organisationsleistungen. Doch kommt zu dem Erhalt des eigenen Organismus nun der Erhalt des Gruppenganzen als gleichrangige Notwendigkeit hinzu. Die Gruppe, die nun zur Voraussetzung des Überlebens des Einzelnen geworden ist, deren Verlassen unweigerlich zum Tode führt, setzt sich wie ein Filter zwischen den Einzelnen und die erste Umwelt. Der Insulationszusammenhang bildet eine Umwelt von ganz anderem „Klima“, in dem alles eine andere Tönung erhält. Zunehmend wird dadurch die Gruppe als solche wahrnehmbar, sie gewinnt an Kontur, nimmt selbst Form an, während sie die Kontaktstellen „abpuffert“, an denen der einzelne Mensch sich direkt an der ersten Umwelt arbeitet.

Plausibilisiert wird diese These – dass sich zwei Umwelten voneinander zu unterscheiden beginnen, ohne voneinander getrennt zu sein – und dann die bedeutenden Folgen, die aus dieser Unterscheidung resultieren, zunächst anhand der Beschreibung grundlegender Entwicklungen innerhalb des Gruppenzusammenhangs, also der zweiten Umwelt, anschließend ist dann die Verbindung zu der ersten Umwelt zu beschreiben.

Entwicklung zum Menschen im Schutz der Gruppe: zweite (innere) Umwelt

Der „Mikrokosmos“ der Gruppe wird von Anfang an für den Menschen zu einem „Brutofen“ (vgl. Claessens 1993: 231), in dem er sich von den Zwängen der körperlichen Anpassung an die erste Umwelt, den „Makro-

kosmos“, relativ befreien und seine gewonnenen Energie- und Aufmerksamkeitsreserven zur Verfeinerung seines Wahrnehmungssystems einsetzen kann. Vom „Brutofen“ kann dabei jedoch nicht nur im wörtlichen Sinne gesprochen werden, wenn damit die Möglichkeit der Verlegung der Geburt nach außen, in den nun pazifizierten (Norbert Elias, vgl. 1997b: 19) und zugleich wärmeren Raum (das Feuer kann gemeinschaftlich dauerhaft erhalten werden) bezeichnet wird; dabei ist mit der Möglichkeit zur „extrauterinen Frühzeit“ (Adolf Portmann²⁰) ein entscheidender Faktor bei der Menschwerdung angesprochen. Brutofen meint auch die komplexeren Folgen und deren Wirkungen derart, dass etwa die nun auf Dauer stellbare soziale Konstruktion „organischer“ Unterschiede (z.B. in Form von Kraft- und Größenunterschieden) parallel zur sich verfestigenden Arbeitsteilung²¹ weitere Folgen nach sich zieht. Der Nachwuchs kann nun nicht nur in sozialisatorisch eingeengter Offenheit (vgl. Claessens 1993: 231) mit der Welt vertraut gemacht werden und sich damit in der Welt (die eben nun vornehmlich innere Umwelt ist) behüteter und flexibler einrichten. Auch be-

20 Bei Portmann heißt es dazu: „Die Zeit, die der Mensch, als echtes Säugetier aufgefaßt, noch im Mutterleibe verbringen müsste, um eine wirkliche Nestflüchterausbildung zu erhalten, entspricht, wie wir sahen, etwa dem ersten Lebensjahr nach der Geburt. Diese Periode erscheint durch den Gegensatz zu tierischer Norm in einem besonderen Lichte. Wir nennen sie die ‚extra-uterine Frühzeit‘ [...]“ (Portmann 1958: 69).

21 Der hier postulierte Zusammenhang von Arbeitsteilung und sozialer Konstruktion organischer Differenzierungen liegt einfach nahe, doch ist damit nicht die Behauptung verbunden, dass alle „körperlichen“ Kategorisierungen *allein* Produkt der Differenzierung von Arbeitsverhältnissen entspringen, wie es wohl eine marxistische Theorie annehmen würde. Wieder ist hierzu die ganze Komplexität der Wechselwirkungen zu denken, die auch in die Stabilisierung „körperlicher“ Formen hineinspielt. Diese Arbeit vertritt in jedem Fall einen sehr „radikalierten“ konstruktivistischen Standpunkt, wenn damit gemeint ist, dass *jegliche* Form von „Körperlichkeit“ das Produkt diskursiver Prozesse ist, es also keine körperliche Differenzierung gibt, die diesen Prozessen außerhalb wären, die diesen vorangingen. Judith Butler (vgl. etwa Butler 2001) hat diese Position wohl am umfassendsten ausgearbeitet und dafür harte Kritik geerntet, die allerdings eher auf (oftmals mutwillige) Missverständnisse zurückzuführen ist, die aber oftmals auch zu Recht auf die Konsequenzen dieser Theorie hinweist, dass nämlich diesem Ansatz zufolge das gesamte humanistische Denken samt seinen Werten mit dieser Theorianlage negiert und verworfen werden müsste. Butler hat diese Konsequenzen durch ihre Theorie der Performativität zu vermeiden gesucht (eine kritische Aufarbeitung Butlers Theorie der sozialen Konstruktion des Subjektes findet sich bei Hauskeller 2000: 53-152). In dieser Arbeit wird ein Ausweg mit dem Begriff der „symbolischen Form“ aufzuzeigen versucht, mit Hilfe dessen substantialisierende Begriffe nicht negiert, sondern beibehalten, aber um ihren symbolischen Gehalt ergänzt gedacht werden können. Vielleicht wäre dafür die Bezeichnung „symbolischer Essentialismus“ angebracht.

deutet dieser Strukturwandel die enge Verbindung und die Erfahrung des aufeinander Angewiesenseins mehrerer Gruppenmitglieder untereinander, damit also eine deutliche Anregung aller auf das Soziale gerichteten Wahrnehmungs- und Kommunikationsformen, eine enorme Anregung der gesamten Psyche (vgl. ebd.: 65).

Im Gruppenzusammenhang wächst die Wahrscheinlichkeit, auch zufällig gemachte „Entdeckungen“ beizubehalten, sie mit anderen zu teilen und damit in Erinnerung zu behalten. Damit steigt sich die Chance des „Begreifens des ersten Werkzeuges“ (vgl. ebd.: 65), was wiederum die Tendenz auf Ablösung vom Anpassungsdruck an die äußeren Rahmenbedingungen, an die erste Umwelt also, verstärkt. Zum einen vergrößert sich damit zunehmend die Distanz zur ersten Umwelt, fundamentale Gefährdungen von außen werden unwahrscheinlicher, so dass man sich nun mit größerer Aufmerksamkeit der zweiten Umwelt zuwenden kann (vgl. Claessens 1970: 84). Die Gruppe formt somit durchaus den Körper, wie ihn die Biologie denkt, sie ist der Grund für die nun mögliche Zurückbildung des Haarwuchses, der unspezialisierten, aber gerade darin *auf alles spezialisierten* Greifhand, der Verbesserung der für spätere Sprache notwendigen Organe usw. Die Gruppe formt aber selbstverständlich den sozialen Körper seiner Mitglieder, „körperliche“ *Differenzierungen* werden in ihrer *Bedeutung* erst in diesem sozialen Zusammenhang „konstruiert“: Der Unterschied zweier Körpergrößen besteht erst durch die *Feststellung* dieses Unterschiedes, vermutlich aufgrund beobachteter „Eignungen“ zu jeweils bestimmten Tätigkeiten (die also dauernd variieren, entsprechend mag es auch verschiedene Größen jeweils im Bezug auf unterschiedliche Tätigkeiten gegeben haben, z.B. „Klettergröße“ etc.), die jedoch, und das ist schon jetzt festzuhalten, zu diesem Zeitpunkt noch nichts mit unserer Vorstellung von körperlicher Größe (i.S. messbarer Quantitäten) zu tun haben, schon daher, weil es noch keinen Zahlbegriff gibt.

Der Mensch wird also im Gruppenzusammenhang zum Menschen, weil er sich hier Bedingungen ausgesetzt sieht, die nicht mehr vollständig in der Wechselwirkung mit seiner ersten, sondern zunehmend in der Auseinandersetzung mit seiner zweiten Umwelt, der Gruppenwelt gründen: Die selbst geschaffene und durch die Gruppe beeinflussbare „Atmosphäre“ stellt sich als zweite Umwelt schützend, aber auch fordernd und strukturierend zwischen den Menschen und die erste Umwelt, die damit für den Einzelnen verblasst, nicht aber für die Gruppe.

Die Wechselwirkung von Mensch, Gruppe und äußerer (erster) Umwelt

Die Gruppe nämlich, die nun zum Mäzen des Menschen geworden ist (vgl. Claessens 1993: 64ff.), muss als zweite Umwelt sich selbst vor den Bedingungen der ersten Umwelt behaupten. Nach außen ist die bedeutende Funktion der Gruppe sicher zu allererst die Schutzfunktion vor Feinden, aber auch vor Hunger und Kälte usw., insgesamt also das Auf-Distanz-Halten der ersten Umwelt mit all ihren deprivierenden Auswirkungen. Das, was zuvor die einfacheren Organisationsformen „organisierten“, die Sicherung der Grenze, also des Unterschiedes zwischen Organismus und Umwelt, wird nun in weiten Teilen durch die Gruppe übernommen. Doch gibt der Einzelne nicht einfach Aufgaben an die Gruppe ab, es wäre unterkomplex hier im Sinne von Subtraktion und Addition zu denken, vielmehr verändert sich der gesamte Organisationshaushalt des Einzelnen wie der der Gruppe:

„Die Grenze, die die von uns gemeinte Gruppe um sich legt, hat eine neue, qualitativ andere Bedeutung. Hierzu muß auf den Begriff der ‚Souveränität‘ übergegangen werden. Wird Souveränität erst einmal als Herrschaft über den eigenen Körper verstanden, so muß eine solche Souveränität für jedes Lebewesen direkt oder indirekt unterstellt werden“ (ebd.: 84f.).

Hatte zuvor der Einzelne die Gewalt über sich, da er seine eigene Grenze sicherte, übernimmt nun die Gruppe die Gewalt über den Gruppenkörper, sie wird selbst „souverän“. Also muss auch die Gruppensouveränität gesichert werden: Wie das Tier durch Flucht muss die Gruppe durch Distanzierungstechniken, vermutlich insbesondere zunehmend durch Waffen, ihre Souveränität wahren – Techniken, die zu entwickeln einem Einzelnen nicht möglich gewesen wären, die sich also vollständig dem Gruppenganzen verdanken.

Neben die Tätigkeit des Suchens nach geeigneten Distanzierungswerzeugen tritt in der souveränen Gruppe die Kommunikation unter den Gruppenmitgliedern über diese Formen der Verteidigung gegen das Einbrechen der ersten in den geschützten Raum der zweiten Umwelt. Dabei müssen jedoch die uns gängigen Kategorien des Zweck-Mittel-Denkens grundlegend anders gedacht werden, etwa in der Weise, dass der Einsatz von Steinen oder Speeren ebenso selbstverständlich mit dem Versuch „magischer“ Beeinflussung der Feinde oder aber auch einfach der bedrohlichen Umwelt (der „Natur“ des modernen Denkens, also Gewitter, Fluten, Erdbeben usw.) einherging. Alle Formen der Organisation fließen also auch auf der Ebene des Gruppenschutzes nach wie vor ineinander, sie bestehen niemals für sich, sondern entstehen in jeder Situation aufs Neue, das Ganze neu arran-

gierend; im Grunde fließt der Einzelne und das Gruppenganze ineinander, sie lassen sich nur analytisch voneinander trennen: Ohne den Einzelnen wäre die Gruppe nicht mehr dieselbe Gruppe und ohne die Gruppe wäre der Einzelne nicht überlebensfähig. Auch der Bedeutungszuwachs der Kommunikation fügt sich in das Formensystem ein, doch gehen daraus allmählich besondere Formen hervor, heben sich einige Formen als besonders bedeutungsvoll von anderen immer dauerhafter ab.

„Damit beginnt die Gruppe immer ausdrücklicher und bewußter für die Erhaltung ihrer Souveränität tätig zu sein, beginnt ein Bewußtsein dafür zu entwickeln. Dieses Bewußtsein ist selbstverständlich nicht ein reflektierendes, es ist aber ein strukturierendes. Das Hauptelement, das hier interessiert, ist, daß ein Bewußtsein der Abhängigkeit vom souveränen Funktionieren der Gruppe entsteht!“ (ebd.: 86, Hervorhebung im Original).

Die Gruppe habe, so Claessens, zwar kein Bewusstsein von ihrem Tun, dennoch zielen „[...] die gesamten Prozesse der gegenseitigen Selbstdarstellung der Mitglieder, der gegenseitigen Investition, des Sicheinigens auf Kooperation, der Homogenisierung des Gruppenklimas darauf, der Gruppe [...] nach innen und nach außen Identität, und das heißt auch Souveränität zu verschaffen“ (ebd.: 87). Der in der Gruppe aufgehobene Mensch spürt die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der Gruppensouveränität und setzt sich für sie ein, wie er sich für den Schutz seines eigenen Körpers einsetzt, die Gruppe ist Teil seiner selbst. Der Einsatz für das Gruppenganze erfolgt also gleichsam „instinkтив“, die durch die Gruppe hindurchgehende Beziehung auf die erste Umwelt bleibt wie zuvor strukturell, also vorbewusst verankert, doch nun unter dem Vorzeichen des Gruppenhandelns. Das Geflecht der vorhandenen Organisatoren verändert sich stets nur in dem Maße, wie zugleich der Schutz des Gruppenganzen gewährleistet ist. Es gilt das Prinzip, dass Gruppen, die diesen Schutz nicht aufrechterhalten, untergehen. Das Gesamt der Organisationsformen trägt in sich die adäquaten Formen des Umgangs mit der sich ihnen gegenüberstellenden Umwelt. Umwelt und Gruppe bzw. Mensch bilden nach wie vor in ihrer gleichzeitigen Veränderung die jeweils aufeinander abgestimmten Formen aus, die im einen Fall das Fortbestehen der Gruppe gewährleisten und im anderen deren Untergang zur Folge haben, während die Fortbestehenden die Chance haben, ihre Organisationsform weiter der sich wandelnden Umwelt anzupassen, sich dieser zugleich weiter zu „öffnen“.

Es gilt also an dieser Stelle festzuhalten, dass das Gruppenganze besondere Formen der Abstimmung mit der äußeren Umwelt hervorbringt, wie es dem Menschen nach innen besondere Entwicklungen und „Techniken“ der Anpassung an die innere und die äußere Umwelt abverlangt. Gruppe und

Einzelmensch entwickeln ihre jeweiligen Techniken in Wechselwirkung miteinander, jede komplexere Gestaltung des Gruppenlebens kann nur bei synchroner Entwicklung adäquater Formen der Abstimmung dieses Lebens mit den Notwendigkeiten des Erhaltes des Gesamtzusammenhangs von Dauer sein. Alle diese Organisationsleistungen werden auf Gruppenniveau ebenso erbracht, wie sie auf dem Niveau des Instinktsystems erbracht wurden. Für die gesamte Zeit, von der hier bislang gesprochen wurde, ist nach meinen Vorstellungen beim hier besprochenen Menschen kein „Bewusstsein“ von diesen Zusammenhängen anzunehmen, und doch entsprachen die Organisationskompetenzen den immer komplexer werdenden Organisationsnotwendigkeiten über die gesamte Zeit hinweg.

Dieses „Phänomen“, dass sich immer komplexere Formen im Wechselspiel miteinander herausbilden, die der moderne Beobachter wie für sich bestehende „Komponenten“ begreift, die aber allesamt wie ein einziger Organismus das Fortbestehen des nun allmählich gesellschaftlichen Zusammensanges gewährleisten, wird nun verstärkt Thema dieser Arbeit sein. Um es untersuchen zu können, muss der Prozess der Stabilisierung von komplexeren Organisationsformen und der gleichzeitigen Vereinfachung und Steigerung der Komplexität menschlicher Wahrnehmungsformen zusammen betrachtet werden. Es ist grundlegend der Prozess der Ausdifferenzierung und Stabilisierung von Formen zu untersuchen, die dem Menschen den Erhalt seiner Grenze gegenüber der Umwelt und zugleich eine weitere Öffnung gegenüber der sich in diesem Zuge stets wandelnden Umwelt erlauben.

4.5 Zwischenfazit

Die Katastrophe wurde oben mit Clausens makrosoziologischem Modell (FAKKEL) als sozialer Prozess begriffen, in dessen Verlauf sich immer umfassendere Erwartungsverflechtungen, bzw. mit Charles Perrow: Koppellungen bilden, die schließlich radikal in Frage gestellt werden, als Prozess also, an dessen Ende im Extremfall die Form (hier die des Menschen oder die Form von Gesellschaften) ihre Grenze gegenüber ihrer Umwelt nicht länger zu sichern vermag. Scheitern ist normal, so die Annahme, die dieser Arbeit mit Hans-Carl Jongbloed vorangestellt wurde, die Katastrophe aber ist Scheitern auf höchstem Niveau, insgesamt unwahrscheinlich. Die Ursachen dieses entsetzlichen Scheiterns sind, das ergaben ebenfalls die vorangestellten Überlegungen zur Katastrophe, in der Form der Verflechtungen zu suchen (eben nicht in einem „natürlichen Auslöser“), in der Alltagsbildung, dem sukzessiven Verbllassen realer Komplexität. Gesellschaften sind, so ein weiteres Ergebnis des zweiten Gliederungspunktes, multistabile Ökosysteme. Es ergab sich daher die die weitere Arbeit leitende Frage, wie es

ihnen in unterschiedlichsten Umwelten gelingen konnte, gerade ohne rationale Steuerung längere Erwartungszusammenhänge zu stabilisieren, also bereits ein hohes Maß an relativer Ordnung, an „Alltag“, aufzubauen, ohne längst und endgültig katastrophal untergegangen zu sein, das Scheitern also in einem Bereich zu halten, der nicht den gänzlichen Zusammenbruch der Form/Umwelt-Unterscheidung zur Folge hatte. Auch im anschließenden Gliederungspunkt stand das Verhältnis der Form zu ihrer Umwelt im Zentrum des Interesses, nun das der Form des Menschen zu seiner jeweils spezifischen Umwelt. Entlang des Werkes Helmuth Plessners konnte ein Bild des Menschen als Wechselwirkungsphänomen, das sich selbst und seine Umwelt erst durch die Realisierung der Grenze zur Umwelt hervorbringt, skizziert und den weiteren Ausführungen heuristisch vorangestellt werden. Dieser konstruktivistische Gedanke, dass es weder die Form, noch die Umwelt irgendwie objektiv gäbe, sondern beide das Resultat eines Wechselwirkungszusammenhangs sind, ist für die gesamte Argumentation ebenso grundlegend wie die Annahme, dass dieser Gedanke auf *alle* Formen übertragbar ist, die als solche wiederum nicht objektiv, sondern allein für einen Beobachter als von einer Umwelt geschiedene Bedeutungsträger – als solche allerdings durchaus real – bestehen.

Entsprechend dieser Annahmen wurden im vierten Gliederungspunkt grundlegende anthropologische Kategorien „symmetriert“, also als begriffliche Formen reinterpretiert, mit denen ein Beobachter durch und durch dynamische, systemisch gewachsene und niemals klar bestimmbare Verflechtungszusammenhänge mit notwendiger Weise vergegenständlichen, systematisierenden Termini beschreibt; begriffliche Formen, die terminologisch fixiert dem Menschen die moderne wissenschaftliche Auseinandersetzung und die Kommunikation über Welt erst erlauben, die für ihn in diesem Sinne auch längst „objektiv“ lebensnotwendig sind, die seine Form des „In-der-Welt-Seins“ ermöglichen, ohne dass diese Formen doch „real“ zu existieren bräuchten. In gewisser Hinsicht vergegenständlichende Begriffe sind ganz generell die Weise des Menschen, sich mit der Welt auseinanderzusetzen, doch kommt es entscheidend darauf an, diese Vergegenständlichung nicht zu verabsolutieren, sondern sich stets über den Behelfscharakter dieser Vergegenständlichung von etwas *an sich Unbestimmten* gewahr zu bleiben, ansonsten wird sie zur *Verdinglichung* – es kommt dann zu Fehlschlüssen, letztlich ist diese Verdinglichung gar, wie allerdings erst noch detaillierter zu besprechen ist, die Bedingung für umfassende, ganze Kulturen gefährdende Katastrophen. Dieser insgesamt unbestimmte und doch bedeutungsvolle Charakter anthropologischer Begriffe musste ausführlich den anschließenden Erörterungen vorangestellt werden, um die weiteren Argumentationsschritte zumindest im Rahmen der hier gegebenen Möglichkeiten zu rechtfertigen; dazu musste nämlich die Proble-

matik in Kauf genommen werden, dass der zur Thesengenerierung notwendige Rückgriff auf eine anthropologische Rekonstruktion der Menschheitsgenese hier nicht frei sein kann von biologistischen Vorannahmen und funktionalistischen Ausdrucksweisen, die besser im Detail hätten kritisiert werden müssen, was andererseits noch stärker vom eigentlichen Thema weggeführt hätte.

Es bedurfte für die weitere Argumentation der Skizze grundlegender Formen, die dem frühen Menschen als Bedingungen bereits gegeben waren, als die Gruppe sich als Schutz um den einzelnen Menschen herum zu stabilisieren begann; nur vor dem mit Hilfe dieser Kategorien skizzierten Bild von der Entwicklung des Menschen und der Bedeutung, die dem Gruppenschutz dann zuwächst, kann die eigentliche Hauptthese dieser Arbeit formuliert und begründet werden. In der Gruppe wird der entscheidende Faktor für die weitere Entwicklung hin zum modernen Menschen gesehen, sie musste dazu aber als „ganz normaler“ Organisator unter anderen hergeleitet werden, als bedeutendes Organisationsprinzip, das sich doch nicht qualitativ, d.h. durch einen Bruch, einen Hiatus von anderen Organisationsformen (besonders kontrastierend: Instinkt, Reflex usw.) unterscheidet. Die Gruppe wirkt wie eine zweite, innere Umwelt, sie stellt einen Mikrokosmos, in dem der einzelne Mensch vor den Einflüssen der ersten Umwelt weitgehend geschützt ist. Dieser Schutz bedeutet, wie noch detaillierter zu besprechen ist, umfassende „Beruhigung“ der Wahrnehmungswelt; er bedeutet aber nicht, dass irgendeine Form innerhalb der zweiten Umwelt den Kontakt zur ersten gänzlich verlöre. Nach wie vor bleiben alle Formen systemisch miteinander „verzahnt“, nichts kann sich innerhalb dieses Formensystems verändern, ohne dass sich das gesamte System der den Menschen organisierenden Formen veränderte. Mit anderen Worten: Jeder Wandel, der innerhalb der *ersten* Umwelt beobachtet wird, führt zum Wandel *aller* Formen, auch jener, die sich im Schutze der Gruppe herausbilden und über längere Zeiträume erhalten, nur wird der Wandlungsdruck nun durch die Gruppe vermittelt und dabei gewissermaßen „gedämpft“. Innerhalb dieses Schutzes entstehen luxuriösere Bedingungen, ein günstigeres Klima, in dem sich nun all jene Formen herauskristallisieren können, die auch den Menschen in seiner modernen Form noch strukturieren.

Hieraus lassen sich nun bereits wieder Überlegungen ableiten, die unmittelbar an die Ausführungen in den vorangegangenen Gliederungspunkten anschließen und an die dann im weiteren Verlauf der Argumentation wieder anzuschließen ist. Der Mensch nimmt seine Umwelt so wahr, wie er gemäß der in der Wechselwirkung mit dieser Umwelt entwickelten Fähigkeiten Umwelt wahrnehmen kann. Alle Formen, die sich in dieser Wechselwirkung herausgebildet haben, sind seit jeher auf den Erhalt der Unterscheidung von Form und Umwelt, der Plessner'schen Grenze, ausgerichtet,

sie sind so strukturiert, und sie strukturieren den Menschen und schließlich Gesellschaften derart, dass sie sich jeweils in adäquaten Umwelten befinden, in denen ihr Überleben wahrscheinlich ist.²² Gesellschaften bringen ihre Umwelten und Umwelten ihre Gesellschaften aufeinander abgestimmt hervor, das ist „normale Evolution“. Bedingung für dieses wechselseitige aufeinander abstimmen ist allerdings, dass alle Formen (mehr oder weniger) *dynamisch* bleiben, dass die Gestalt des Ganzen *veränderbar* bleibt. Moderne Gesellschaften aber scheinen immer schlechter auf ihre Umwelt abgestimmt, wenn Katastrophen als Symbol für die Realfalsifikation dieses Abgestimmtheitseins gedeutet werden. Wie aber ist es überhaupt möglich, dass Gesellschaften *nicht* auf ihre Umwelt abgestimmt sind?

Diese Arbeit beobachtet, sie geht also davon aus, dass es Beobachter gibt und Beobachter unterscheiden. Behauptet wird, dass einfache Organismen, wie auch der Mensch, darauf angewiesen sind, zwischen mehr oder weniger Bedeutungsvollem zu unterscheiden. Zu unterscheiden meint aber nicht: separieren, etwas gänzlich voneinander trennen, scharfe Grenzlinien zu ziehen, die Verbindung zwischen dem einen und dem anderen zu trennen. Diese Bedeutung von Unterscheiden kennt nur der *moderne* Beobachter. Bis an die Moderne heran dominierte die Erfahrung des Flusses, der Bewegung, der Undurchschaubarkeit von Welt. Erst der moderne Beobachter stellt seine Unterscheidungen auf absolute Dauer, er löst das Unterschiedene vollständig aus seinem Zusammenhang und verkoppelt es instrumentell mit anderem, während er die Historizität seiner Unterscheidungen vergisst. Er gewinnt den Eindruck, Welt sei unabhängig seiner selbst real existent und hochgradig stabil.

Wenn aber der Eindruck von Stabilität zur gesamtgesellschaftlichen Grunderfahrung geworden und dagegen die Prozessualität erkläруngsbedürftig ist, werden die „natürlichen“ Abstimmungsprozesse zwischen Um-

22 Damit hat Plessner im Grunde den dem Habituskonzept Pierre Bourdieus zugrunde liegenden Gedanken vorweg genommen. Der Habitus sorgt stets dafür, dass der Mensch für diejenigen Situationen, in denen er sich in der Regel findet, über die jeweils mehr oder weniger adäquaten Verhaltensrepertoires (Bourdieu spricht von Wahrnehmungs-, Denk-, Handlungs- und Bewertungsschemata) verfügt, die er wiederum in eben jenen Situationen sozialisationsvermittelt bekam, in denen sich aufzuhalten für ihn „normal“ ist. Selbst noch für Situationen, für die der Habitus nicht optimal vorbereitet ist und vorbereitet hat, schafft er doch nachträglich noch angemessene Rechtfertigungen, „coping-Strategien“ also, die die aufgetretenen Dissonanzen im Nachhinein erklären, nach der Art: „Mit denen wollte man ohnehin nie etwas zu tun haben, bei denen das eigene Verhalten gerade unglücklich aufgestoßen ist“. Es gibt also im eigentlichen Sinne überhaupt keine Dissonanz, die Situation ist immer die richtige, Ausnahmen sind – wenn überhaupt – nur pathologisch erklärbare (zum Habituskonzept vgl. bspw. Bourdieu 1996: insbes. 277-354 und Bourdieu 1993: insbes. 97-121).

welt und Gesellschaft, die selbst als zwei voneinander kategorisch geschiedene Bereiche beobachtet werden, immer unwahrscheinlicher. Man beginnt dann, sich auf die Invarianz von insgesamt fragilen Zusammenhängen mehr und mehr zu verlassen; man vergisst, welch komplexe Bedingungen den sich mehr und mehr verfestigenden Erwartungszusammenhängen zugrunde liegen, Bedingungen, die doch ständig reproduziert werden müssen um die hochgradig voraussetzungsvolle Stabilität in einem Spannungsgleichgewicht zu halten. Ganze Gesellschaften meinen dann, sich selbst rational steuern zu können oder ihre Steuerung *einzelnen*, doch ebenfalls stets historischen und damit sich ständig verändernden Instanzen („der kritischen Vernunft“, oder „dem Markt“) überlassen zu können, die von den Einflüssen anderer gesellschaftlicher (Selbst-)Steuerungs Kräfte zu befreien seien. Ganze Gesellschaften beobachten dann einen Teil ihrer Umwelt als objektiv existent und insgesamt unveränderlich und negieren alle Erfahrungen, die sie nicht mit denselben rationalen Begriffen zu begreifen vermögen; so verlieren sie immer mehr das Gefühl dafür, dass ihre Begriffe nicht sind, was sie zu sein scheinen. Mit anderen Worten: Die Alltagsbildung wird umfassend und die Katastrophe sukzessive wahrscheinlicher, bis hin zur Möglichkeit des Untergangs der gesamten Gattung.

Im Folgenden wird also die These zu begründen sein, dass es einen Unterschied gibt zwischen der Weise, wie ein vormoderner Mensch unterschied und der Weise, wie der moderne Mensch unterscheidet. Es wird gezeigt werden, dass sämtliche organischen Formen immer schon zwischen Wahrnehmungen differenzieren, dass aber der Eindruck von real existierender Konstanz irgendwelcher Formen außerhalb des Beobachtungszusammenhangs ein vollkommen unwahrscheinliches und hochgradig voraussetzungsvolles Geistesprodukt ist, ein Geistesprodukt, das am Anfang der Moderne steht und diese erst begründete.

Die Begründung dieser These ist im folgenden Teil der Arbeit entlang bedeutender Formen der Sicherung der Grenze zwischen Form und Umwelt vorzubereiten; denn um schließlich die Unwahrscheinlichkeit des modernen Denkens darstellen zu können, bedarf es vorab der weiteren symmetrischen Rekonstruktion der Soziogenese des Menschen und seiner Formen der Auseinandersetzung mit Welt bis an die „Neuzeit“ (Ferdinand Tönnies, vgl. 1998) heran, ohne dass dabei das scharfe, analytische Trennen, das die Vormoderne nicht kannte, in die vormodernen Kategorien hineingedacht werden dürfte. Die Begriffe und Kategorien der klassischen Anthropologie sind schon Produkt modernen Denkens, sie tendieren dazu, Formen als so-zio-kulturell unabhängig, als den sozialen und historischen Bedingungen objektiv zugrunde liegend zu beschreiben, wenn etwa von „dem Werkzeug“ oder „der Sprache“, „der Zeit“ oder „dem Raum“, „den Verwaltungssystemen“ oder „der Macht“ die Rede ist. Derart begriffen sind sie gerade

nicht geeignet, das moderne Denken genealogisch herzuleiten. Diese Formen dürfen deshalb aber nicht verworfen werden, ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Auseinandersetzung ist festzuhalten, ohne sie jedoch festzuschreiben. Die Annahme kontextunabhängiger Kategorien ist eine einmalige Besonderheit des okzidentalnen wissenschaftlichen Denkens, dieses Paradigma ist insgesamt defizitär und letztlich katastrophrächtig. Es zu verwerfen, hätte allerdings ebenfalls katastrophale Konsequenzen, die Antwort muss also in einem Dritten gefunden werden. Dieses Dritte markiert, wie bereits angedeutet, der Terminus „symbolisch“, der allen Kategorien ihren Bedeutungsüberschuss zurück verleiht, der nur im abstrakten wissenschaftlichen Denken, nirgendwo sonst, den Kategorien genommen wurde. Diese Dimension des Symbolischen ist nun detaillierter zu erörtern.